Die schönsten sagen und märchen der inseln Usedom und Wollin

Maria Mancke

Die schönsten
Sagen und Märchen
der
Inseln Usedom und Wollin.

Nach alten Chroniken

bearbeitet und herausgegeben

von

William Forster, pseudon.
Maria Manecke

Swinemünde, 1895.
Verlag von Heinr. Dehne.

Inhalt.

I.
Vineta.

Wenn man an hellen Sommertagen, unterhalb des Streckelberges, zwischen Heringsdorf und Zinnowitz hinaus auf die Ostsee fährt, da sieht man bei ruhiger See, tief unter sich, die Überreste einer Stadt aus der Tiefe des Meeres heraufschimmern.

Dies ist das sagenumwobene Vineta, welches alten Chroniken zufolge vor mehr als tausend Jahren eine mächtige, reiche, blühende Handelsstadt war, die auf dem nordöstlichen Ufer der Insel Usedom gelegen, an Wichtigkeit und Bedeutung keiner andern Stadt nachgab; sondern der Ruf und Ruhm Vinetas erstreckte sich über die ganze, damals bekannte Welt. Aus den entferntesten, entlegensten Ländern liefen Schiffe in ihren Hafen ein, reich beladen mit den Erzeugnissen und Kunstwerken anderer Nationen. Russen und Engländer, Griechen, Sachsen und andere Völkerschaften strömten herbei. — Sie alle fanden unter den reichen Einwohnern bereitwillige Käufer für ihre Produkte; denn die Bewohner Vinetas galten nicht nur für sehr reich, sondern sie liebten auch, sich das Dasein so angenehm als möglich zu gestalten, und dazu rechneten sie vor allem eine kostbare Ausschmückung ihrer Wohnräume.

Die Einwohner von Vineta waren Heiden. In aus kostbaren Steinen erbauten Tempeln und Kirchen beteten sie ihre Götter an und gestatteten ihren Gastfreunden, denen sie mit vollendeter Liebenswürdigkeit entgegen traten, die

Anbetung ihrer Götter, nur den Sachsen, die schon damals zum Christenglauben bekehrt waren, war jede öffentliche Ausübung ihrer Religion verboten.

Je höher der Ruf Vinetas stieg, je reicher und mächtiger seine Einwohner, infolgedessen, wurden, desto höher stieg ihr Übermut und ihre Genußsucht.

Rings um die weit ausgedehnte Stadt zog sich eine feste Mauer, um eroberungssüchtige Nachbarvölker fernzuhalten. Diese Mauer ward auf allen vier Seiten von Wachttürmen überragt, in denen Tag und Nacht bewaffnete Bürger lagen, die Umschau nach einem heranziehenden, beutegierigen Feind hielten.

Zwei mächtige Thore führten in die Stadt. Diese Thore waren aus Edelmetall und edlen Erzen hergestellt. Die Glocken wurden nur aus Silber gemacht — überhaupt war Silber so gewöhnlich in Vineta, daß man, wie die Chronik erzählt, die Kinder auf der Straße mit Silberthalern spielen ließ.

Ein altes Volkslied meldet:

„Mit Centnern wägen sie dort das Gold
Und würfeln um Edelsteine,
Goldspindeln haben die Frauen hold
Und silberne Tröge die Schweine!“

Aber der sich von Tag zu Tag steigernde Reichtum der Bewohner Vinetas förderte auch mancherlei Unsitten und Laster zu Tage.

Zuerst gerieten die Einwohner in Zwist und Uneinigkeit. Jeder wollte herrschen, niemand mehr gehorchen, arbeiten oder dienen. Auch die verschiedenen Nationen, die sich im Weichbild der mächtigen Stadt angesiedelt, gerieten in Streit. Jede wollte bei der Verwaltung und im Rat die erste Stimme haben. Bald splitterten sich die Meinungen und zuletzt standen zwei Parteien im hell ausbrechenden Zorn einander gegenüber. Da sie einander an Stärke gleichkamen, so riefen die einen die Schweden, die andern die Dänen zu Hilfe.

Nun kam es zu harten Kämpfen. Von beiden Seiten, vom Wasser und vom Lande her wurden die Bewohner

von Vineta bedrängt. Jedermann mußte zu den Waffen greifen, denn die zur Hilfe herbeigerufenen Völkerschaften erschienen nicht als Bundesgenossen, sondern sie machten sich die Uneinigkeit in der Stadt zu Nutze und kamen als Eroberer.

Lange hielt sich Vineta, bis es endlich durch Verrat in die Hände der Dänen fiel. Dies trug sich aber so zu: der Obervogt von Vineta, in dessen Händen die oberste kriegerische Macht lag, besaß eine Tochter. Thjelva war ein bildschönes Mädchen. Schlank, wie alle Nordländerinnen, vereinigte sie in ihrer Person die Kälte des Nordens mit der feurigen Glut des Südens. Ihre frühverstorbene Mutter stammte aus Verona. Von dorther hatte der reiche Handelsherr einst sein Weib mit heimgebracht. Aber wie eine Blume, der Licht und Sonnenschein zum Gedeihen fehlt, so war die schöne Veroneserin bald nach der Geburt ihrer Tochter gestorben, und der trostlose Gatte hatte sich nie entschließen können seinem Töchterlein eine zweite Mutter zu geben. So wuchs Thjelva zwar im Überfluß und Reichtum auf, doch ihr fehlte der Sonnenschein mütterlicher Liebe. Sie erblühte in holder Schönheit, aber die beständigen Schmeichelreden, mit denen jedermann die heranblühende Jungfrau umgab, vergifteten ihr Herz und zogen Stolz und Hoffart in ihrer Seele groß.

Kein Freier war ihr vornehm genug — sie sandte einen jeden mit einem Korbe beladen heim.

„Ich will herrschen!“ sagte sie sich oft, wenn sie ihre schöne Gestalt in einem Silberspiegel betrachtete.

„Eine Königskrone ist für mich nicht zu kostbar, o, es muß süß sein über ein ganzes Volk zu herrschen!“

Als nun die Dänen Vineta belagerten, gelang es dem Sohne des Fürsten Waldemar, heimlich und unerkannt in die Stadt zu kommen. Unter der Maske eines Armeniers verbarg sich der schöne Däne und betrat in der Eigenschaft eines Spezereihändlers das Haus des Obervogtes. Thjelva sah ihn und ihr sonst so kaltes Herz ward von einer gewaltigen Unruhe erfaßt, die sich von Stund an steigerte.

Der kluge, berechnende Däne verstand es meisterlich, die tief im Herzen der schönen Thjelva schlummernde Leiden-

schaft zu wecken und sie durch allerlei Künste zu einer immer heller auflodernden Flamme anzufachen. Eines Tages bat er sie, ihn, zum Zeichen ihrer Gunst, in einem abgelegenen Gartenhaus zu empfangen. Dieses lag ziemlich entfernt von ihrer Stadtwohnung. Anfangs zögerte das Mädchen, doch als der Geliebte mit heißem Flehen in sie drang, da willigte sie endlich ein. Thjelva entnahm aus dem wohlverwahrten Wandschranke ihres Vaters den Pfortenschlüssel und schlich sich, gedeckt durch das Dunkel der Nacht nach dem Garten, der an den Stadtwall grenzte. Eine kleine Thür führte von hier aus nach dem Seeufer. Auf diesen Umstand hatte der schlaue Däne seinen Plan gebaut, denn dieses Mauerpförtchen war das einzige unbewachte; da es im Garten des Vogtes lag, und hinaus auf einen bei hoher See schwer zu umschiffenden Felsenriff führte. Wild pfiff der Nordwind über die Ostsee, hoch empor spritzten die vom Wind aufgepeitschten Wogen bis hinauf an die geschlossenen Fensterläden des Gartenhäuschens. Hier saß Thjelva, des Geliebten wartend. Der Aufruhr in der Natur schreckte sie, und eine ihr unerklärliche Angst und Besorgnis erfaßte das sonst so kühne Mädchen, schon war sie auf dem Sprunge heimzukehren, als des Geliebten Ankunft Furcht und Sorge verscheuchten.

Ein weiter, dunkler Mantel umhüllte seine Gestalt. Das Gartenhäuschen ward nur von einer schwachleuchtenden Lampe erhellt, so daß matte Dämmerschatten die Gestalten umgaben, da, als der Erwartete über die Schwelle des Häuschens schritt — stutzte Thjelva — ihr war, als vernähme sie das Klirren von Eisenschienen und Waffen. Auch erschien ihr der Geliebte so ruhelos und erregt. Doch mit zärtlichen Worten verstand es der Däne jedes Mißtrauen und jede Besorgnis im Herzen seiner Geliebten zu zerstreuen. Bald vergaß das liebende Mädchen ihre aufsteigende Unruhe und nur als mit dem Glockenschlag Neun es rasch und heftig an die Fensterläden klopfte, da riß sie sich mit einem Schrei aus Waldemars Armen. Auch dieser erhob sich, dabei glitt der lange schwarze Mantel von seinen Schultern und zu Thjelvas unaussprechlichem Schreck —

stand ein feindlicher Krieger — ein Däne — in voller Rüstung, vor ihr.

Ihren zweiten Schrei erstickte Waldemar mit seinen Lippen, und trug die Halbohnmächtige nach einem dortstehenden Ruhebett, dann öffnete er die Fensterläden. Und nun drangen bewaffnete Männer in das Häuschen ein. An Thjelvas Lager, die zu entfliehen versuchte, ward eine Wache gestellt. Mit gezücktem Schwert — bereit, beim geringsten Widerstand zuzustoßen, stand ein dänischer Krieger vor ihr. Die zum Tode erschrockene Thjelva wagte keine Bewegung, nur die Hände rang sie in stummer Wut, als immer neue Waffenscharen zum Fenster einstiegen; bis zuletzt ein großer Haufen Bewaffnete beisammen waren.

Vorsichtig ausspähend verließen sie das Gartenhaus. Nur die Schildwache und Thjelva blieben zurück. Mit totenbleichem Antlitz; weit vor Entsetzen geöffneten Augen starrte sie den Abziehenden nach. Einen Augenblick blieb alles still, doch bald tönte die Stille der Nacht von wüstem Kriegsgeschrei wieder und dazu wimmerten hoch vom Turm die silbernen Glocken. Weithin schallte ihr Hilferuf durch die Nacht.

Thjelva ächzte und stöhnte, jeder Glockenton rief ihr zu: „Verrat!“ „Verrat!“ „Thjelva Verrat!“ Blutigroter Feuerschein erhellte die Nacht, wie riesengroße Fackeln leuchteten die eingeäscherten Häuser bis hierher in das stille Gartenhäuschen, Waffengeklirr und wildes Durcheinander von Menschenstimmen, dazwischen Klagetöne und Kindergeschrei erreichte das Ohr der schuldigen Thjelva.

Längst hatte der Wachtposten das Gartenhaus verlassen, das junge Mädchen war allein zurückgeblieben. Schwerfällig erhob sie sich, verstört schaute sie sich um — überall sah sie nur Zerstörung, Mord und Metzelei. Da flog ein dunkler Schatten über ihr totenbleiches Antlitz — es zur Unkenntlichkeit entstellend.

„Er log mir Liebe, heuchelte und schwur mir falsche Eide. Hintergangen, aufs schmählichste hintergangen hat er mich — o diese Schmach überlebe ich nicht. — Wie ich ihn jetzt hasse, den Meineidigen —“ flüsterte sie, nach Atem ringend. Wie von Furien gejagt, verließ sie das Gartenhaus.

Der Anblick, der sich ihr nun darbot, verwirrte sie. Anstatt den nahen Weg nach ihrem Vaterhaus einzuschlagen, verirrte sich das schöne Weib und ward unaufhaltsam in der entgegengesetzten Richtung fortgetragen.

Alle Greuel des Krieges mußte sie sehen — Tote, Verwundete hemmten ihren Weg; kämpfende Soldaten sperrten die mit Blut getränkten Straßen. — Halb ohnmächtig, ohne zu wissen was sie that, drängte Thjelva vorwärts — bis sie sich endlich, nach stundenlangem Ringen, am Ufer der Ostsee wieder fand.

Im Osten graute der Tag, fahler Dämmerschein lag über der dunkelschimmernden See — deren Wogen die Füße Thjelvas bespülten.

Mit irren, vom Wahnsinn verdunkelten Blicken schaute sie der aufgehenden Sonne entgegen, da — als der erste Strahl über das weite Meer zitterte — da neigte sich das schöne Weib tief herab auf die in goldenem Schimmer erglühenden Wogen.

„Ich komme! Ich komme!“ lispelte sie, tiefer neigte sie sich hinab — verlor sie das Gleichgewicht oder stürzte sie sich in die Wellen — hoch auf spritzten die Wogen, ein dunkler Körper schwebte eine Zeitlang auf der Oberfläche des Wassers — dann versank er — die Sonne ging in strahlender Pracht auf. Nie hat ein Menschenauge schön Thjelva wieder erblickt — man vermutete, daß sie bei der Belagerung ums Leben gekommen.

Vineta wurde in jener Nacht von den Dänen erobert. Der Sieger legte der Stadt eine harte Kontributionsstrafe auf. Langsam nur erholte es sich von diesem Schlage, doch eine längere Friedenszeit schloß die Wunden und Vineta blühte noch einmal zu ungeahntem Wohlstand auf. Freilich, mehr als ein Menschenalter hatte dazu gehört, um die Wunden jenes nächtlichen Überfalles zu schließen. Neue Häuser erstanden an Stelle der niedergebrannten, schöner, kunstvoller blühte neues Leben aus den Ruinen. Reichbeladene Schiffe brachten neuen Gewinn, von allen Seiten strömte blitzendes Geld in die Taschen der Vinetaner, sodaß sie jene Leidenstage vergaßen und sorgloser denn je in die Zukunft schauten.

Eines Tages lief ein fremdes Schiff in den Hafen ein. Staunend betrachteten es die Bewohner und die Kunde von dem eigenartigen Schiff rief unzählige Neugierige herbei.

Das Schiff, von schlanker Bauart, war gänzlich aus lichtem Holz gezimmert, nur oben am Schnabel, wo meistenteils ein Bild angebracht ward, dort ragte ein schwarzes Kreuz hoch in die Luft.

„Ein Christenschiff! Ein Christenschiff!" schallte es von Mund zu Munde, „was soll uns ein Christenschiff? Unsere Götter bescheren uns Geld und Gut, weshalb sollen wir da den armseligen Christengott anbeten, der sein Leben am Kreuz aushauchte. Unsere Götter sind stärker, mächtiger! Wir beten zu Swantewit, dem Herrlichen, und zu Hertha, der gabenreichen Erdenmutter!"

So klang es wild durcheinander.

Ohne sich um diese herausfordernden Worte zu kümmern, legte das Schiff, nachdem die Besatzung unter frommen Gesängen den Anker herabgelassen, am Bollwerk an. Eine Bewegung entstand an Bord und ein Zug weißgekleideter Mönche stieg ans Land. Ihnen voran schritt ein weißhaariger, ehrwürdiger Priester, bekleidet mit dem Bischofsmantel und der Bischofsmütze. In der Hand trug er das Allerheiligste. Reihenweise folgte die Brüderschar.

Am Stadtthore trat ihnen der Älteste des Volkes entgegen.

„Wer seid Ihr — was suchet Ihr bei uns?" fragte er barschen Tones.

„Wir bringen Euch das ewige Heil!" entgegnete mild der Bischof. „Der Heiland sendet uns zu Euch, Euch seine heilige Lehre zu predigen und Euch zu taufen!"

„Wir verlangen nicht nach der Taufe! Wir wollen keinen neuen Gott anbeten! Geht gutwillig heim, sonst jagen wir Euch mit Hunden von unserer Schwelle!" so schrie die Menge. Immer höher stiegen die Wogen der Erregung, doch fest wie eherne Pfeiler standen die Mönche.

„Geht in Euch! Gottes Zorn wird Euch finden, so Ihr nicht Euerem üppigen Lebenswandel entsagt und Gott allein die Ehre gebt!"

Lachen, Hohn und Spottreden antworteten dem heiligen

Mann. Mit Stangen bewaffnete Männer erschienen, laut klaffende Hunde an Leinen mit sich führend. Andere eilten, die Stadtthore zu schließen, sodaß den frommen Mönchen der Weg in die Stadt verschlossen war.

Da hob der Bischof seine Augen gen Himmel.

„Wehe! Wehe! Wehe! über Dich, Vineta, Du stolze Stadt! Wehe! Wehe! dreimal Wehe! Die Langmut Gottes ist zu Ende — Fürchterliches steht Dir bevor! Schon sehe ich Heerscharen herbeiziehen, die das Verderben mit sich bringen, um Dich vom Erdboden zu tilgen! Wehe — wehe Dir, stolze Stadt!“

Und eilig, als fliehe er das angekündigte Verderben, kehrte der Bischof mit seinem Gefolge nach dem bereitliegenden Schiff zurück; verfolgt von einer wilden Rotte, die ihn mit Spottreden überschüttete und seiner Prophezeiung lachte.

„Thörichter Priester, Dein Weheruf verhallt in den Lüften, Vineta steht fest — wer sollte uns verderben? Wir lachen Deiner und Deiner Worte!“

„Geht in Euch! die Stunde ist nicht fern, das Verderben naht mit Windeseile. Wir fliehen die Stätte der ruchlosen Spötter!“

Alsbald entfaltete das Schiff seine Segel und steuerte stolz, wie ein edler Schwan, hinaus auf die blaue Flut.

„Was sollte uns geschehen? Der Priester war toll. Swantewit hält seine Hand über uns — laßt uns heimkehren, ihm ein Fest zu rüsten!“

Und so geschah es. In Eile richtete man ein großes Fest. Vor dem Tempel des Swantewit wurden Tiere geopfert.

„Seht! seht!“ frohlockten die Zuschauer, „wie gerade und hoch steigt der Dampf vom Opferaltar empor, unser Gott ist uns gnädig gestimmt, und nimmt unsere Opfer an. Sie sind ihm wohlgefällig!“

So frohlockten die Heiden.

Der Abend sank hernieder. Auf den freien Plätzen zündete man Fackeln an, bei deren glühendrotem Schein sich das Volk mit wüsten Schmausereien vergnügte, während die Vornehmen in ihren Palästen Gastmähler bereiteten

und sich mit Tanz und Spiel belustigten. Immer lauter klangen Gesänge toller Lust durch die Nacht, immer höher stieg der Festesjubel.

Heute hatte niemand Zeit, nach dem Himmel auszuschauen. An diesem zeigte sich ein kleiner, dunkler Punkt, der langsam emporstieg. Niemand sah ihn, und hätte ihn einer der Zecher beobachtet, er würde ihm keine Wichtigkeit beigelegt haben.

Der schwarze Punkt stieg höher, anfangs langsam, dann breitete er sich auf einmal über den ganzen Horizont aus und ein eigentümliches Surren und Singen flog über die See. Diese lag in spiegelglatter Ruhe, nur dann und wann flog ein kaum bemerkbares Zittern durch die unermeßlichen Wassermassen, als bereite sich unterirdisch eine Katastrophe vor. Es war die unheimliche Ruhe vor einem Sturm, vergleichbar dem letzten Zögern eines wilden Tieres, das schon zum Sprunge ansetzt und vorher noch einmal mit glühenden Augen seinen Gegner mißt.

Sie alle aber, die dort in der Stadt in bachantischer Lust aufjauchzten, sie ahnten von dem nichts, was sich auf dem Meere vorbereitete. Man lachte, scherzte lustiger als je und Becher voll berauschenden Traubensaftes kreisten durch die Tafelrunde — da — ein dumpfes, tiefes Ächzen lief über die noch immer spiegelglatte Wasserfläche und im selben Augenblick noch brach, gleich einem heftigen Donnerschlag, das Unwetter los.

Hagelstücke, so groß wie Taubeneier, schmetterten hernieder; sie sprangen auf die lustige, lachende Menge herab, sie fielen in die noch glühenden Opferfeuer, um dort zischend zu schmelzen.

Blitz auf Blitz sauste herab, sein gelb und blaues Licht beleuchtete mit grellem Schein die verstörten Gesichter der aus ihrer tollen Lustbarkeit aufgeschreckten Menschen. Schwefelgeruch erfüllte die Luft, die bald von Heulen und Schreien widerhallte.

Und draußen auf dem Meere da türmten sich die Wogen hoch empor, immer höher stiegen sie hinauf, bis sie zuletzt die Höhe der Stadtmauer erklommen, und einer dunkeln, geschmeidigen Schlange vergleichbar glitten die

Wellen von Straße zu Straße — alles überflutend. Opferaltäre stürzten hinab in die Flut, und weiter ziehend, drangen die Wellen in Häuser und Paläste ein. In diese hatten sich anfangs die erschrockenen Menschen gerettet, doch als die Gebäude zu wanken begannen, als unterirdische Erdstöße die festen Fundamente der Paläste erschütterten, da schrieen, zu einer einzigen Stimme vereint, die Bedrohten um Hilfe — — doch keine Hilfe erschien — ihre Götter schwiegen. —

Blitz folgte auf Blitz — so die hereingebrochene Finsternis schaurig erhellend — dumpf grollte die See und höher stiegen die Wasser.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Als am andern Tage heimkehrende Schiffer den Eingang zum Hafen suchten, da war dieser, sowie die stolze, palastreiche Stadt verschwunden. Nur eine starke Brandung zeigte die Stelle an, wo Vineta in all seiner Herrlichkeit gestanden.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Wenn man heutigen Tages bei ruhiger See hinausfährt, so sieht man, wie schon gesagt, tief unten die Trümmer der einst mächtigen Stadt. Selbst die schnurgeraden, mit Steinen gepflasterten Straßen, die Paläste, Kirchen, die Rathäuser, und wenn ein Sonntagskind, das bekanntlich mehr sieht, als zehn andere Menschenkinder, sich bei stiller See nach der Stelle rudern läßt, wo Vineta einst stand, das sieht dort unten große, seltsame Gestalten in langen, faltigen Röcken die Straßen entlang wandern. Andere fahren in goldenen Wagen oder reiten schwarze Rosse. Geschäftige Arbeiter, lustwandelnde Menschen, selbst Trauerzüge sind zu sehen, die einen Sarg zum Grabe geleiten. Und abends, da singen und klingen die silbernen Glocken, sie läuten tief unter den Wellen den Feierabend ein.

Und einmal im Jahre, am Ostertag, da steigt Vineta empor zur Oberwelt; dann kann man die Stadt sehen, wie sie früher gewesen: mit ihren Türmen und Zinnen, ihren Thoren und Palästen.

Dies ist Vineta, von dem Wilhelm Müller sang:

„Aus des Meeres tiefem, tiefem Grunde
Klingen Abendglocken dumpf und matt
Uns zu geben wunderbare Kunde
Von der schönen, alten Wunderstadt.
In der Flutenschoß hinabgesunken
Blieben unten ihre Trümmer stehn;
Ihre Zinnen lassen goldne Funken
Wieder scheinend auf dem Spiegel seh'n.
Und der Schiffer, der den Zauberschimmer
Einmal sah im hellen Abendrot,
Nach derselben Stelle schifft er immer,
Ob auch rings umher die Klippe droht!"

II.

Wie der Golmberg bei Swinemünde entstanden.

Nicht weit vom Dorfe Kaminke am Haff stand ein hohes, reich mit Zinnen und Türmen geschmücktes Schloß. Hier saß ein reicher Fürst. Wenn er auf seines Schlosses Zinnen stehend hinaus über Land und See schaute, da durfte er sich stolzem Mutes sagen: „So weit mein Auge reicht, gehört alles — alles — Dörfer und Wälder — Wiesen und Felder, mein — ist mein Eigentum!“ Reich und mächtig war der Fürst — aber an seinem Herzen da fraß ein Wurm — der Geiz.

Er kannte nur ein Vergnügen — seine Schätze anzuschauen. Und deshalb verließ er oft in der Nacht sein weiches Eiderdaunenbett um hinab in seine Schatzkammer zu steigen. Diese war kunstvoll in den felsigen Grund hinein gebaut, auf dem sein stolzes Schloß stand.

Eine schmale Treppe, die nur durch sein Schlafzimmer zu erreichen war, führte hinab und schwere eiserne Thüren schlossen die Schatzkammern gegen jeden unberufenen Besuch ab.

Wie glänzten die grauen Augen des Geizigen, wenn er dann vor den wohlgefüllten Truhen stand und die glänzenden Gold- und Silbermünzen durch seine Finger gleiten ließ; oder wenn er sich an dem hellen Glanz ungemünzter Goldbarren weidete. Manchmal schloß er sogar sein Aller-

heiligstes auf, um dort, wie er sagte: Seinen Gottesdienst zu halten. Das Allerheiligste war ein kleines viereckiges Gemach, dessen Wände mit schwarzem Stoff ausgeschlagen waren. Von der Decke hing ein aus purem Golde geschmiedeter Kronleuchter herab und an den Wänden waren herrliche, aus Gold und Silber getriebene Gefäße aufgestellt. Auf einer Art Altar stand ein goldenes Kästchen. Mit vor Habgier funkelnden Augen schlich sich der Fürst hier her, hob behutsam den Deckel auf, da lagen auf schwarzen Polstern die herrlichsten geschliffenen Edelsteine — Diamanten, Rubinen und Smaragden, so groß und schön, wie sie selten in einer königlichen Schatzkammer zu erblicken waren.

Voller Zärtlichkeit strich der Fürst über die kalten Steine und murmelte: „Mein, mein — alle diese Steine gehören mir — niemand soll sie mir entreißen — sie sind und bleiben mein Eigentum!“

Während der reiche, geizige Fürst so in seinen Kleinodien wühlte, saß sein einziges Töchterlein oben am Söllerfenster und schaute thränenvollen Auges in die Nacht hinaus. Sie weinte, weinte sich die blauen Äuglein trübe.

Prinzessin Edda war schön und lieblich wie eine Maienblüte. Lange, goldig glänzende Locken umrahmten ihre Stirn, ihre Haut war weiß und so fein, daß man an den Schläfen das rote Blut durch die Adern schimmern sah. Klein und rot, wie eine schwellende Herzkirsche war ihr Mund. Aber das Allerschönste waren ihre veilchenblauen Augen. Schaute man in diese hinein, so glaubte man in einen stillen Bergsee zu blicken.

Seit einiger Zeit aber trübte sich der Glanz der blauen Augen, und Edda, deren silberhelle Stimme jubelnd durch die weiten Säle des Schlosses erklungen, schwieg still. Nur Abends, wenn die volle Mondenscheibe über dem Haff emporstieg, dann lehnte die holde Maid am Fenster ihres Stübchens und ihr schwermutvoller Gesang vermischte sich mit dem geheimnisvollen Rauschen des Windes, der über die leicht gekräuselten Wellen des Haffs strich.

Warum trübte sich Eddas Blick? Weshalb blickte sie oft sehnsuchtsvoll in die Nacht hinaus?

Niemand wußte es — der Fürst kümmerte sich wenig

um sein so hold erblühtes Töchterlein, und Muttersorge wachte längst nicht mehr über ihrem Leben. Eddas Mütterlein schlief längst unten in der Ahnengruft. Da begab es sich, daß eines Tages ein Rittersmann an die Schloßpforte klopfte und Einlaß begehrte.

Man geleitete den Fremdling in den Rittersaal — hier empfing ihn der Fürst, umgeben von seinen Rittern und Vasallen.

„Was ist Euer Begehr?" forschte der Fürst, als er seinem Gast den üblichen Willkommengruß kredenzt hatte.

„Ich komme um die Hand Eures Töchterleins zu werben. Gleich ihr bin ich von fürstlichem Geblüt, drüben im Lande der Dänen liegt die Burg meiner Väter!"

„Aha — also deshalb suchtet Ihr mich auf? Gebt Euch keine Mühe. Ihr sagt meine Tochter wolltet Ihr freien, schau — schau! So jung Ihr seid, so klug seid Ihr. Die Tochter nanntet Ihr — aber meine Schätze meintet Ihr!"

„Ich liebe Eure Tochter, sie soll schön wie der junge Morgen sein!" verteidigte sich der Freier.

„Was geht dies Euch an — ziehet heim, mein Kind geb' ich Euch nun und nimmer zur Hausfrau. Geht — entfernt Euch oder beim großen Swantewit, meine Troßbuben sollen Euch hinaus weisen!"

Der junge Ritter erblaßte — Zorn und Wut stiegen in seiner Seele empor, unwillkürlich faßte er nach seinem Schwert — doch ein Blick in das hohnlachende Gesicht des Fürsten, sowie auf die, hinter seinem Sessel wie eine eherne Mauer aufgepflanzten Reisigen, belehrte ihn eines Besseren.

„Heute gehe ich — ich weiche der Gewalt; doch gedenke des Tages, an dem Du mir die Hand Deiner Tochter unter solchem mich entehrenden Vorwande verweigertest, denn ich kehre wieder und dann Gnade Dir und allen, die dies Schloß beherbergt!"

Dröhnenden Schrittes verließ der Ritter den Saal und das Schloß. Entsetzen lähmte die Gemüter der Anwesenden, nur der Fürst lachte gellend auf und rief dem Fortreitenden noch nach:

„Geh, Du Taschenleer, der sich an meiner reichbesetzten Tafel sättigen und meine sorgsam gesammelten Schätze in

alle vier Winde verstreuen möchte — geh, mein Kind gebe ich weder Dir noch sonst jemand zum Weibe. Sie und meine Schätze bleiben mein!"

Der Ritter erwiderte kein Wort; nur der Thorhüter hatte gesehen, wie eine Zornesröte sein Gesicht überflog und wie er seine Rechte, zur Faust geballt, wütend gegen das Schloß schüttelte.

Das Schloß lag nun wieder still und einsam. Der Fürst pflegte keinen Umgang, seine einzige Freude war seine Schatzkammer, sonst liebte er nichts und niemand auf der Welt.

Edda erfuhr kein Wort von der Werbung des Ritters. Einsam saß sie, freudlos und allein in ihrem Stübchen oben im Turm, am Stickrahmen, und unter ihren fleißigen Händen entstanden die herrlichsten Stickereien. Lesen und Schreiben hatte Edda, wie alle vornehmen Damen der damaligen Zeit, nicht gelernt, so verbrachte sie ihre Musestunden und deren hatte sie mehr als genug, am Stickrahmen.

Eins noch verstand Edda, ein feuriges Roß zu tummeln, sie war eine kühne Reiterin und trabte oft, nur von ihrem Lieblingshund begleitet, hinaus in den taufrischen Wald. Dort fühlte sie sich frei von jenem Drucke, der sich ihr schwer und schwerer, wie ein unheimliches Verhängnis auf die Brust legte.

— — — — — — — — — — — —

An einem herrlichen Junimorgen ließ sie sich ihren milchweißen Zelter satteln. Zwar lagerten noch Frühnebelschleier auf der See, doch schon sandte die Sonne heiße Strahlen herab um diese Nebel zu verscheuchen.

Edda hielt, hoch zu Roß, auf einem felsigen Vorsprung, der schroff und steil nach der Ostsee hinabfiel, sie schaute in das auf- und abwogende Nebelmeer. Dabei hatte sie wenig Acht auf „Delphin", so nannte sie ihr Lieblingsroß. Plötzlich schreckte die Reiterin auf — ein heiseres Gebell, untermischt mit wildem Heulen, klang durch den morgendlich stillen Wald — es raschelte in den Büschen — bis endlich, seitwärts in dem niedern Gesträuch der Kopf eines ausgewachsenen Wolfes auftauchte.

Delphin stutzte — sprang zur Seite — seine Nüstern blähten sich auf — weiter nach der Klippe zu drängte das von Furcht gepeinigte Tier und ehe Edda recht wußte was mit ihr geschah — rollten Reiterin und Roß den steilen Abhang hinab. Edda stieß einen lauten Hilferuf aus — dann schwanden ihr die Sinne.

Als sie wieder zu sich kam, lag sie auf weichem Dünensand gebettet am Ufer. Ihr Köpfchen ruhte, sorgfältig gestützt von den Armen eines Jünglings, an dessen Brust.

Verwundert schaute sich Edda um, dann erhob sie sich hastig aus den sie umschlingenden Armen des Fremden.

„Was geschah mir? Ah — Delphin, was thatest Du — Du brachtest Deine Herrin in Gefahr! Aber — wie kam ich — wer seid Ihr?“ stotterte sie hold errötend zu dem Jüngling aufblickend.

„Wer ich bin? Der Glücklichste aller Menschen! War es mir doch vergönnt, Euch zu retten!“ erwiderte der Fremde schlicht und einfach. Nur ein erfahrener Beobachter hätte einen Ton überstandener Todesangst aus seiner Stimme herausgehört. „Ich hörte einen Hilfeschrei!“ erzählte der Jüngling, „im selben Moment sah ich auch schon Euer Roß den steilen Abhang herabstürzen. Herrin, es sah fürchterlich aus, wie das Tier, nach festem Boden suchend, sich mühte, einen Halt in dem lockern, angeschwemmten Dünensande zu finden und wie es dabei immer tiefer herabrutschte. Da — sprang ich zu — die Götter standen mir bei — ich fing Euch in den Armen auf — und bettete Euch hier in den Dünensand. Da Ihr heil geblieben, auch Euer Roß bei dem rasenden Absturz keinen Schaden erlitt, so will ich nun gehen — meine Pflicht ist gethan!“

„Verweilet noch, mein Retter, daß ich Euch danke!“ bat Edda zaghaft.

„Dank — für was wollet Ihr mir danken? Glücklich preise ich mich, daß ich Euch beistehen konnte!“

„So verschmähet Ihr meinen Dank?“ fragte Edda. Jetzt erst wagte sie ihr Auge voll zu dem Jüngling aufzuschlagen, der unentschlossen vor ihr stand. Da — ihre melodische Stimme zwang auch ihn, sie anzuschauen. Atemlos, erschrocken, senkte sich nun Auge in Auge, tief,

als wollten sie einander auf dem Grunde der Seele lesen. Wie ein Bann kam es plötzlich über sie — sie konnten nicht anders — einem Zauber erlagen beide — dem Zauber der Liebe — der mächtig Herz zum Herzen zieht.

Wie es gekommen, sie wußten es nicht — plötzlich hielten sie sich fest umschlossen — Lippe glühte auf Lippe — und stammelnd, flüsternd tauschten sie das Geständnis ihrer Liebe.

Nachdem der erste Rausch entschwunden, fanden die Glücklichen die Sprache wieder. Hoch schon im Zenith stand die Sonne, als Edda den Geliebten fragte:

„Nenne mir Deinen Namen?"

„Malte" werde ich gerufen! An der Mündung der Peene steht unser Haus, wir sind freie Seesassen und niemand tributpflichtig!" setzte er stolz hinzu.

Edda verfärbte sich und ein Seufzer entfloh ihren eben noch selig lächelnden Lippen.

„Was ist Dir, Geliebte, bin ich Dir zu gering?"

„Mir, Malte? O nein, zu Dir schaue ich auf wie zu einem Gotte, aber mein Vater —" sich scheu umblickend, brach sie ab.

„O fürchte nichts, und wäre Dein Vater der mächtige Fürst dieses Landes, dessen Schloß dort drüben thront — ich führe Dich heim, so wahr, wie die Götter dem Mutigen hold gesinnt sind. Aber sprich, wo wohnt Deine Sippe?"

Enger schmiegte sich Edda an den Geliebten.

„Ohne zu ahnen, sprachst Du die Wahrheit. Mein Vater ist jener mächtige Fürst — o, er wird trennend zwischen unsere Herzen treten!"

„Weine nicht, Geliebte. Die Götter, die in unsern Herzen das Feuer der Liebe entfachten, sie werden uns beistehen!"

An des Geliebten Stärke richtete sich Edda auf — so trennten sich die Liebenden — ein baldiges Wiedersehen hoffend.

— — — — — — — — — — — — — — —

Wieder saß der Fürst, umgeben von seinen Vasallen, im Rittersaal, vor ihm, das jugendliche Haupt stolz empor hebend, stand Malte.

„So werbe ich um die Hand Deiner Tochter, gib sie mir, ich will Dein Kind glücklich machen ihr Leben lang!" so schloß er, bittend die dunkeln Augen zu dem Vater seiner Geliebten emporhebend.

Schäumend vor Wut vernahm dieser des Jünglings Werbung. Dann sprang er jählings empor, Zornesröte bedeckte sein Angesicht, Ingrimm und Wut kochten in seiner Brust.

„Frechling!" donnerte er Malte entgegen, „wie darfst Du niederer Knecht es wagen, Deine Augen zu meiner Tochter zu erheben? Hinab in das Verließ mit dem anmaßenden Burschen — oder nein — nehmt ihn gefangen, bindet ihm die Hände, führt ihn hinaus auf die Klippe und stürzt den frechen Mädchenräuber hinab ins Meer! Zur Speise der Fische und der wilden Vögel!"

Von der Übermacht überwältigt und zu Boden geworfen, war Malte bald gefesselt. Was nützte ihm seine tapfere Gegenwehr — er war einer gegen viele.

Auf geheimen Wegen brachte man ihn aus der Burg. Nach derselben Klippe, von welcher Eddas Roß hinab in die Tiefe gestürzt, führte man den Unglücklichen. „Götter — rächt mich — rächt meinen Tod!" rief der Jüngling, als ihn die gedungenen Meuchelmörder hinab in die hohl gehende See stießen.

Ein fahler Blitz zuckte auf, eine schwarze Wetterwolke beschattete den Sonnenball — hoch auf bäumten sich die Wogen der See — dann ebneten sich die Wellen, die Stätte deckend, wo Malte in der bodenlosen Tiefe verschwunden.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Klagend und trauernd irrte Edda am Ufer der See dahin. Zwei ewig lange Tage waren geschwunden, und noch immer war Malte nicht gekommen. Von Angst und Sorge getrieben eilte die zarte Jungfrau nach jener Stelle, wo sie den Geliebten gefunden und wo ihr das Morgenrot der Liebe aufgegangen. Niemand war auf der Klippe zu sehen, Niemand am Strande zu finden, einsam war es hier, nur einige Möven schwebten krächzend um die Klippe, die Luft durch ihr mißtönendes Geschrei erfüllend.

Das junge Mädchen empfand ein unheimliches Grauen

vor dem Ort, der ihr kurzes Liebesglück gesehen und dennoch fühlte sie sich hierher gebannt, sie konnte den schmalen Dünenstreif unterhalb der Klippe nicht verlassen. „Hier will ich bleiben, Malte muß kommen, er weiß, daß ich seiner mit Sehnsucht harre!“ flüsterte sie, einige Stranddisteln und schlankes Riedgras brechend, welche vereinzelt am Ufer ihr kärgliches Dasein fristeten. Auf einem von der See ausgespülten Steine nahm sie Platz, ihr Blick schweifte über das Meer, welches, vom Winde bewegt, am Strande emporleckte. Schärfer wehte der Wind, höher stiegen die Wellen und am Himmel bildeten sich weißliche Windwolken. Edda fröstelte und dennoch blieb sie sitzen und harrte des Geliebten.

Da ward ihr Auge durch einen seltsamen Vorgang gefesselt. Wenige Schritte von ihr hoben und schoben die Wellen einen Gegenstand mit sich auf und nieder. Bald schwebte er auf dem Kamm der Woge, bald tauchte er tief hinab, wie in einen Abgrund.

Eddas Neugierde erwachte. Trotz des Windes, der ihr mit ungebrochener Kraft entgegen wehte, lief sie nach jener Stelle. Eben hoben die schaumgekrönten Wogen den dunkeln Gegenstand hoch empor — Edda verfärbte sich — Zittern befiel sie — dicht an das Ufer schritt sie hin — wohl bespülten die Wellen den Saum ihres weißen Gewandes — Edda achtete es nicht, ihre ganze Aufmerksamkeit gehörte jenem unheimlichen Etwas — da — ein Schrei, wild und schrill rang er sich aus ihrer Brust. Deutlich hatte sie es gesehen, eine menschliche Gestalt ward von den Wellen hin und wieder getragen; sie hatte das Gesicht, eine Fülle schwarzer Haare bemerkt. Edda fühlte, wie ihr das Herzblut stockte, wie Schreck und Furcht ihr lähmend durch die Glieder schlichen, da — eine große, mächtige Welle schnob heran und auf ihrem Rücken trug sie den Leichnam nach dem Ufer.

Wie vom Blitz getroffen, so stürzte Edda daneben in den Ufersand. Dies Gesicht kannte sie, sie erkannte die hohe Stirn, das schwarze, volle Haar — sie hatte es zärtlich gestreichelt — sie erkannte Malte — ihren Geliebten.

Höchster Schmerz ist stumm. Edda schrie nicht auf in

der Verzweiflung ihres Herzens, kein Ton entrang sich ihren farblosen Lippen, aber steinern, wie das Antlitz der Niobe, ward ihr Gesicht, keine Miene zuckte in den wie aus Marmor gemeißelten Zügen, nur in den großen, blauen Augen, da lebte nnd webte ein unheimliches Feuer, da loderte Verzweiflung auf, da schaute unermeßliches Leid heraus.

Lange, lange lag Edda still und stumm neben dem Toten, liebkosend strich sie die feuchten Haarmassen aus der hohen Stirn, dann beugte sie sich nieder und leise — leise, als fürchtete sie einen Schlummernden zu wecken, drückte sie einen Kuß auf Maltes im Tode erblichenen Lippen. Aber erschrocken von der eisigen Kälte, zuckte sie zurück und nun erst fand ihr Schmerz Worte:

„Tot! tot und kalt!" rang es sich von ihrem bleichen Munde, „tot und kalt — o, mein Geliebter, warum bist Du von mir gegangen? Hat der tückische Meergott Dich mir geraubt? Ich war so glücklich, all' mein Sehnen, mein Hoffen war gestillt. In Deinen Armen ging mir ein neuer Lebensmorgen auf. Warum — o warum — hast Du mich verlassen, allein gelassen auf der kalten, öden Welt!" so klagte sie um den Toten; plötzlich ward ihr Blick starr, ihr Busen hob sich und sie schrie auf: „Oder, barmherzige Götter, hat Menschenlist und Bosheit Dich mir geraubt — dann, Malte, dann soll Dein Tod gerächt werden. Mein Vater selbst soll Deinen Tod rächen — ich gehe zu ihm und bitte ihn, Deinen Mörder zu bestrafen. Mein Vater ist mächtig, seine Hand reicht weit — er wird Deinen Mörder finden. Malte, Du wirst gerächt!" Noch einen Kuß preßte Edda auf des Toten Lippen, dann eilte sie von dannen. Ihre langen, weißen Gewänder flatterten, vom Winde bewegt, hinter ihr drein. Ihr Schleier blieb an einem hervorspringenden Ast hängen, ungeduldig weiter zu kommen, riß sie das kostbare Gewebe entzwei. Nur ein Gefühl lebte in ihrer Seele, das eine, Rache zu suchen.

Aus ihren Zügen waren Weichheit und Anmut verschwunden. Ein mit Blumen spielendes Kind hatte die Burg verlassen — ein von Dämonen der Rachsucht durchflammtes Weib kehrte zurück. —

Mit lang hinabfließendem Blondhaar, die Stirn erhitzt vom fliegenden Lauf, in den Zügen wilder Schmerz, und in den Augen glühende Rachsucht — so kehrte Edda heim und eilte, so wie sie war, nach dem großen Bankettsaal, wo ihr Vater, inmitten seiner Vasallen und Dienstmanen zechte.

Ein Ruf des Staunens begleitete ihren Eintritt, noch nie war die zarte Jungfrau im Saale erschienen, wenn die Geister des Metes die Köpfe der Männer röteten.

„Was soll es? Was ficht Dich an? Edda, was ist Dir geschehen?" rief der Vater ihr entgegen.

„Was mir geschehen?" wiederholte sie tiefaufatmend; ihre sonst so milde Stimme klang heiser vor Erregung. „Und was ich will? Rache, Vater, Rache suche ich! Einen hinterlistigen Mordbuben soll Dein starker Arm zermalmen! Ja Rache, Vater, Rache! Erhöre meine erste Bitte!" flehte Edda, vor dem erhöhten Sitz ihres Vaters in die Knie sinkend.

„Was ist dem Mädchen widerfahren?"

Langsam, wie suchend überflog Eddas Blick die Zecher an der Tafelrunde, dann kehrte er zu ihrem Vater zurück — sie umklammerte seine Hand und neigte, gleich einer Büßenden das Haupt tief herab — fast bis zum Estrich.

„Vater! Gerechtigkeit und Rache suche ich!"

„Gegen wen Rache — für wen Gerechtigkeit?" fragte gedehnt der Fürst.

„Rache gegen den Mörder meines Geliebten, Rache für Malte, den Sohn eines freien Seesassen und Gerechtigkeit für mich — die ich den Mörder meines Geliebten vor Deinen Thron fordere!" rief Edda. Klar und deutlich drangen ihre Worte bis an das entfernteste Ende des weiten Saales.

Totenstille folgte ihren Worten. Seitwärts, verlegen wandten die Vasallen ihre Gesichter und die Manen blickten scheu, hilfesuchend nach ihrem Herrn und Gebieter. Dieser schwieg. In seinen grauen Augen leuchtete die Tücke tieffressenden Hasses auf. —

„Nun, Vater, darf ich auf Deine Hilfe bauen?"

Mit verzerrten Zügen, ein Bild unbezähmbarer Wut

erhob sich der Fürst. Edda schaute voller Staunen auf ihn hin und wich dann entsetzt in den Hintergrund des Saales zurück. Entsetzt ob den Anblick seines Gesichtes, auf dem maßloser Haß und Mordgier ausgeprägt lagen. Ein wildes Lachen verzerrte seinen Mund, dann wandte er sich an Edda — die regungslos, gefesselt von dem, was geschah, dortstand:

„Suche den Schuldigen nicht — ich selbst — ich gab den Befehl jenen Buben zu töten, der es wagte, sein Auge zu meiner Tochter zu erheben und seine Hand nach Dir und meinen Schätzen auszustrecken. Er ist tot — mit seinem Leben bezahlte er seinen Übermut und, wie ihm, ergeht es Jedem, dem nach meinen Schätzen gelüstet! Mein, ewig mein bleibst Du und meine Schätze!"

Zum Steinbild erstarrt stand Edda vor ihrem Vater, „Du — Du!" stammelte sie dann. „Du, der Mörder meines Geliebten — Deine Hand bereitete Malte den Tod!" Diese That scheidet uns auf immer, ich bin Dein Kind nicht mehr — o wäre ich gestorben, ehe ich dies Schreckliche vernahm. Mein Vater, der Mörder meines Geliebten!" stöhnte sie, sich zur Thür wendend.

„Wo gehst Du hin?"

„Auf meine Kammer — Niemand soll mich sehen, damit mich Niemand mehr zum Weibe begehrt — hierinnen im Herzen ist alles tot — erstorben. Die Blumen der Liebe, die hier erblühten, streifte ein Rauhreif, sie sind verwelkt, verdorret, noch ehe sie sich voll entfalten konnten!"

Hoch aufgerichtet schritt Edda zur Thür. Wohl überlebte sie diese Stunde, doch ihr Herz war tot — erstorben, der unglückliche Malte hatte es mit sich in sein feuchtes Grab genommen.

Jahre zogen dahin. Edda alterte schnell, an ihrem Herzen nagten Gram und Herzeleid, aber dennoch erschienen Freiersleute, um die reiche Fürstentochter zu gewinnen. Aber einen Jeden schickte der Fürst mit hohnvollen Worten heim.

Da eines Tages erschien ein schwarzer Ritter. Schwarz sein Roß, schwarz seine Rüstung, schwarz seine Haare — seine Augen. Trotzig schaute er umher und dröhnend er-

klang der Hufschlag seines Rosses auf der Zugbrücke. Jedermann wich dem schwarzen Ritter aus, Entsetzen und Furcht zogen mit ihm ins Schloß ein. Scheu verkrochen sich die Hunde in ihre Hütten, angstvoll wieherten die edlen Rosse und in den Ställen schrieen die angeketteten Rinder und Schafe laut auf. Eine dumpfe Schwüle verbreitete sich, am Himmel unmittelbar über dem Schloßturm ballte sich eine schwarze Wolkenwand zusammen, obgleich der Himmel ringsum in heiterer Bläue erstrahlte. Unheil lag in der Luft und schneller, als man gedacht, prasselte es herab auf Schuldige und Unschuldige.

Der schwarze Ritter erschien als Freiersmann.

„Niemals erhältst Du meine Tochter zum Weibe!“ gab ihm der Fürst als Antwort.

Im selben Moment erschütterte ein Donnerschlag das Schloß — die festgefügten Mauern schwankten, gelbe Schwefeldämpfe quollen aus der Tiefe hervor. Der schwarze Ritter wuchs ins Unendliche und zitternd erkannte man in ihm einen gewaltigen Zauberer, der hoch im Norden sein Unwesen trieb. Mit wuchtiger Kraft schlug er gegen sein Schild, da senkte sich die schwarze Wetterwolke herab und umhüllte, Finsterniß verbreitend, das Schloß. Nur der schwarze Ritter stand in feuriger Lohe — allen sichtbar —, drohend hob er seine Rechte nnd rief:

„Zur Strafe, weil Du Deine Schätze mehr liebtest, als alles in der Welt, sollst Du, Dein Geld und Deine Kostbarkeiten in die Tiefe dieses Berges gebannt sein. Die Stätte Deines Schlosses sei auf ewig verschwunden und hier, wo wir stehen, erhebe sich ein hoher Berg. Deine Tochter, die unschuldig durch Dich leidet — sie kann erlöset werden. Einst, wenn am St. Johannistag ein reines Sonntagskind, dessen Lippen noch keine Lüge entheiligte, kommt und sie zum Weibe begehrt, so wird sie Erlösung finden — doch Du bist auf ewig verdammt!“

Der Zauberer erhob zum andern Male seine Hände — da versank das Schloß mit allem, was es enthielt, in den geöffneten Bergschlund und ein hoher Berg, der Golmberg, erhob sich, der noch heute den Kurgästen und den Be-

wohnern von Swinemünde, wegen seiner herrlichen Fernsicht, als Ausflugsort bekannt ist.

Alle Jahre aber am St. Johannistag, Mittags, wenn die Glocken läuten, dann erscheint eine blasse Jungfrau auf der Bergesspitze, schaut sich stumm fragend nach allen Himmelsrichtungen um und verschwindet lautlos, sobald die Glocke die erste Nachmittagsstunde verkündet. Diese Jungfrau ist Edda, des geizigen Fürsten einziges Töchterlein, sie wartet des stummen Freiers — der zugleich ein Sonntagskind, und der mit ihrer Hand die unermeßlichen Schätze gewinnen kann, die tief im Golmberge versteckt liegen.

III.

Der Heckethaler.

Zu Ende des vorigen Jahrhundert wohnte auf der Färberstraße zu Swinemünde, nicht weit von der Kirche entfernt der Schiffer Jan Webster. Niemand wußte was für ein Landsmann der lange, breitschulterige Mann mit dem graumelirten Kopf war. Eines Tages war er in Swinemünde erschienen und hatte das Haus auf der Färberstraße, welches gerade feil geboten ward, ohne zu handeln, ja ohne ein Wort über den Preis zu verlieren, gekauft.

Er selbst wohnte anfänglich in einem Gasthof, nicht weit vom Bollwerk — wo fremde Schiffer gern zu verkehren pflegen. Zum größten Erstaunen der Einwohner ließ er das eben gekaufte Haus bis zum Keller hinab wegreißen. Alle Welt schüttelte, ob dieses eigentümlichen Verfahrens den Kopf — doch was half es — Jan Webster bezahlte seine Arbeiter reichlich, da konnte der Sonderling thun und lassen was ihm beliebte. Aber die guten Einwohner sollten aus dem Staunen nicht herauskommen.

Eines Tages erschien ein fremdes Schiff im Hafen. Solch einen Koloß hatte noch Niemand gesehen, dazu war es mit schwarzer Farbe, wie ein Sarg angestrichen, nur am Schnabel, dort wo andere Schiffe einen Namen oder ein Bild führen, von dort leuchteten drei große rote Sterne. Auch die Segel waren aus schwarzem Stoff hergestellt, sodaß das Schiff

wie ein ungeheurer schwarzer Schwan die Swine herauf segelte.

Jedermann staunte dies Seewunder an. Es ging vor Anker und Jan Webster ließ sich an Bord des Schiffes rudern und stieg dort sogleich die Kajütentreppe hinab.

Als er nach kurzer Zeit wieder auf Deck erschien, befahl er, wie sein im Boote harrender Schiffer hörte: „Morgen beginnt das Ausladen, sputet Euch, Ihr wißt ich habe nicht viel Zeit. In zwei Tagen muß die Ladung gelöscht sein. Ihr wißt weshalb!“

Darauf antwortete eine tiefe Stimme scheinbar aus der Kajüte herauf: „Gewiß Jan Webster, es soll geschehen, wie Ihr befohlen!“

Der Schiffer im Boote hob den Kopf — doch so viel er auch spähte und blickte, er konnte den Besitzer der merkwürdig tiefen Stimme nirgends entdecken.

Ohne ein Wort des Abschiedes stieg nun Jan Webster die schmale Schiffstreppe hinab in's Boot:

„Fahre mich nach dem Mövenhaken,“ herrschte er seinem Fährmann zu, dieser gehorchte, nicht ohne einen argwöhnischen Blick auf seinen, nun stumm dortsitzenden Passagier zu werfen.

Dieser schien Selbstgespräche zu halten, denn er bewegte unaufhörlich seine Lippen, ohne daß ein einziger Laut hörbar ward. Todesangst erfaßte den Schiffer und er war heilfroh, als er vom Mövenhaken nach Hause geschickt ward. Jan Webster zahlte ihm einen guten Lohn, dann verschwand er im Gebüsch.

Vor Sonnenaufgang, am andern Tag, ward es lebendig auf dem schwarzen Schiff. Es war vortrefflich bemannt. Lauter kräftig gebaute, sonnenverbrannte Leute, und wie griffen sie beim Ausladen zu.

Voller Staunen bemerkten rasch versammelte Neugierige, daß die Schiffsmannschaft große, mächtige Felsblöcke, als seien es Holzstücke, spielend in bereitstehende Boote luden und nach dem Ufer brachten. Hier standen mehrere, mit kohlschwarzen Pferden bespannte Lastwagen, die die Steine im Galopp durch die stille Stadt nach der Färberstraße brachten.

Dröhnend schlugen die Pferdehufe das Steinpflaster, weithin sprühten feurige Funken, und Nahestehende glaubten zu sehen, daß den schwarzen Rossen Feuerflammen um die weitaufgeblähten Nüstern spielten.

Rastlos arbeiteten die Schiffsleute, sodaß wirklich am zweiten Tag zur bestimmten Zeit, Abends Glocke sechs, die Ladung des Schiffes gelöscht war.

Ohne längeren Aufenthalt zu nehmen, drehte das Schiff bei und segelte stolz und majestätisch, wie es gekommen, trotz konträren Windes, der Swinemündung zu. Seinen Kurs nahm es nach Rügen, bald verschwand es am Horizont — und nie mehr hat ein Sterblicher das schwarze Schiff mit den roten Sternen angetroffen. Swinemünder Seeleute befahren alle Gewässer, doch Keiner erinnert sich, je einem ähnlichen Schiff begegnet zu sein.

Aus den Steinen, es war schwedischer Granit, ließ Jan Webster sein neues Haus aufbauen. Fest, als werde es für eine Ewigkeit gegründet, ward Stein auf Stein gefügt. In erstaunlich kurzer Zeit stand das Haus fix und fertig. Die Arbeiter munkelten zwar, daß zur Nachtzeit die größten Steine von unsichtbaren Händen eingefügt worden seien, doch Niemand wußte etwas Genaues zu berichten.

Später erschienen Maler, Tapezierer, Tischler um den innern Ausbau zu vollenden. Sie erzählten Wunderdinge von der Pracht, die im Innern herrschte.

Als die Einrichtung vollendet, verreiste Jan Webster auf ungefähr vier Wochen, Niemand ahnte, wohin er gegangen.

An einem kalten, regnerischem Herbstabend, der Wind pfiff heulend durch die schnurgeraden Straßen des Städtchens, da hielt ein hochbepackter Reisewagen vor der Thür des neuen Hauses. Es war schon ziemlich düster, und da damals noch keine Licht spendende elektrische Beleuchtung vorhanden, so konnte Niemand sehen, wer dem Wagen entstieg. Neugierige Nachbarn zwar versuchten die Dunkelheit mit scharfen Augen zu durchdringen, doch umsonst. Einige wollten ein altes Weib, andere eine weißgekleidete, jugendlich schlanke Gestalt ins Haus haben eintreten sehen, dritte behaupteten, es sei ein Neger mit weißem Turban und Mantel gewesen — Niemand wußte etwas Genaues — nur

eins stand fest — die Bewohner des Hauses waren an jenem regnerischen Herbstabend eingezogen. Voller Neugierde betrachteten Vorübergehende die dicht mit Gardinen verhangenen Fenster, die nie und nimmer geöffnet wurden.

Im Hause blieb alles still, kein Ton, kein Laut einer Menschenstimme drang heraus. Jan Webster allein sah man täglich, Punkt 11 Uhr Vormittags, aus der Hausthür treten, die rasch hinter ihm verschlossen ward und sich nicht öffnete, bis er gegen 2 Uhr wieder heimkehrte. Die Einkäufe für den Haushalt besorgte ein alter, mürrischer Matrose, aber aus diesem „Stockfisch", wie ihm der Volkswitz getauft hatte, war kein Sterbenswörtchen herauszulocken.

So ging die Zeit hin — der Winter kam, dann schmolz der Schnee und herrlicher Sonnenschein ladete zum Spazierengehen ein, doch das Haus auf der Färberstraße blieb, wie bisher, dicht verhängt und verschlossen. Allmählich gewöhnte man sich an das geheimnißvolle Haus und forschte nicht mehr nach seinen mutmaßlichen Bewohnern.

Gegenüber dem berühmten oder berüchtigten Haus stand ein nettes Häuschen. Hell gestrichen, mit grünen Fensterläden, sah es einladend und schmuck aus. Hier wohnte eine Wittwe. Frau Rasmussen, deren Gatte vor Jahren draußen auf See verunglückt war. Sie besaß einen einzigen Sohn, Heinrich mit Namen; ein fleißiger, braver Mensch, der in seinen Freistunden, anstatt mit seinen Kameraden eine Schenke zu besuchen, lieber nach Hause ging und sich die Zeit mit Holzschnitzen vertrieb. Reizende Engel, zierliche Kästen, Holzteller mit geschnitzten Bibelsprüchen, dies alles fertigte der geschickte, junge Mann. Am letzten Fenster in der Unterstube, gerade der Hausthür des stillen Hauses gegenüber, war sein gewohnter Platz.

Eines Tages schnitzelte Heinrich fleißig drauf los — dabei schaute er, ohne jede Absicht, nach seinem Gegenüber — da entsank ihm das Schnitzelmesser — sein Gesicht überzog helle Röte und unwillkürlich sprang er von seinem Sitz empor — Heinrich rieb sich die Augen — hatte er richtig gesehen — dort drüben hinter der dunkelgrünen Gardine

hatte, einen Moment lang, der Kopf eines engelschönen Mädchens hervorgeschaut.

So schnell wie er erschienen, war der Kopf auch verschwunden. Heinrich starrte atemlos hinüber — doch die Gardinen verhüllten nach wie vorher das Fenster. „Es war ein Mädchen, ein schönes, blondes Mädchen," flüsterte er befremdet. Schon wollte er seine Mutter aus der Küche herbeirufen, als er sich anders besann. „Ich will meine Entdeckung für mich behalten. Niemand, selbst Mutter nicht, soll ahnen, was ich gesehen!"

Und wirklich, obgleich ihm dies Geheimnis bald das Herz abstieß, Heinrich schwieg unverbrüchlich still; aber ein wahres Spioniersystem richtete er sich ein. So lange er im Hause war, saß er auf seinem Beobachtungsposten. Früh galt sein erster, Abends sein letzter Blick dem gegenüberliegenden Fenster, doch Tage, selbst Wochen vergingen, doch die holde Erscheinung erschien nicht wieder. Schon ließ Heinrich mutlos den Kopf hängen, da — eines Tages, Jan Webster war soeben um die nächste Straßenecke verschwunden — da lüfteten sich die Gardinen. Vor Freude erbleichte Heinrich und seine Augen richteten sich mit starrem Ausdruck nach dem Fenster — da erschien zuerst das Händchen, dann das Gesicht der holden Schönen. Neugierig schaute sie auf die zur Zeit menschenleere Straße, dann nach der gegenüber liegenden Häuserreihe. Jetzt erblickte sie Heinrich, der einer mächtigen, inneren Regung zufolge dicht an das geöffnete Fenster getreten war. Das liebliche Mädchen schien zu erschrecken, Heinrich sah, wie ihr eine heiße Blutwelle über Hals und Gesichtchen flog — dann ließ sie die Gardine schnell herabsinken.

„O, so bald flieht mein süßer Traum!" flüsterte der junge Mann schmerzbewegt — da — war es Wirklichkeit, erschien das liebliche Mädchengesicht wieder, hinter den Gardinen vorlugend und hatte sich Heinrich nicht getäuscht, so hatte sie herüber zu ihm gelächelt.

Dieses reizende Spiel widerholte sich zu des jungen Mannes Freude jeden Tag, sobald Jan Webster sein Haus verlassen. Dann stand der Verliebte, er hatte sich ja sterblich

in die schöne Nachbarin verliebt, schon auf der Lauer und wartete, bis der Vorhang sich hob.

Aber auf die Länge der Zeit wollte ihm solch Schauen nicht genügen, Heinrich sehnte sich danach, die schöne Gefangene Jan Websters zu sprechen.

Aber wie — wie sollte er dies einrichten? Hier war guter Rath teuer. Doch Gott Amor hat noch keinen ehrlichen Verliebten im Stiche gelassen, so ging es auch hier.

Mit geheimer Wonne bemerkte Heinrich, daß Jan Webster eines Tages nicht seinen gewohnten Spaziergang antrat, sondern daß pünktlich um 11 Uhr eine Postchaise vor der Thür hielt, welche der Hausherr bestieg und die, nachdem der alte Diener noch ein gefülltes Felleisen hineingelegt, rasselnd die Straße entlang fuhr.

„Aha — die Katze ist außer Hauses!“ dachte Heinrich, und richtig, kaum war das letzte Wagenrasseln verklungen, als auch schon die bewußte Gardine gelüftet ward. Aber heute blickte die Schöne nicht angsterfüllt nach ihrem Gegenüber, sondern sie winkte ihm mit der Hand, dann öffnete sie das Fenster, ein Etwas flatterte herab auf die Straße.

Wie ein Stoßvogel war Heinrich zum Haus hinaus, dort, mitten auf dem Fahrdamm, lag eine halberblühte, weiße Rose. Glühend vor Seligkeit hob er sie empor und an seine Lippen. Da fühlte er etwas Hartes — ein Streifen Papier war kunstvoll um den Stengel der Rose geschlungen. Zitternd nahm er den Streifen ab — einige Worte mit zierlicher Schrift bedeckten das Blättchen:

„Er ist abgereist! Ich muß Sie sprechen, er hält mich wie eine Gefangene — aber heute Abend — wenn Alles schläft. Mein Zimmer liegt nach dem Garten — im ersten Stock — das dritte Fenster von rechts —“

Weiter stand nichts auf dem Zettel, Heinrich las — diese Worte enthielten den Notschrei einer Gefangenen, er mußte der Bitte folgen, und kostete es sein Leben.

Die Schöne am Fenster war verschwunden; sie erschien auch im Laufe des Nachmittags nicht wieder. Heinrich umschlich das mit einer Mauer umgebene Besitztum Jan Websters von allen Seiten und endlich hatte er gefunden was er suchte.

An den Garten stieß auf der Rückseite eine Wiese, und hier standen nahe der Mauer einige, zwar altersschwache Weiden. Aber hätte die Liebe eines jungen Mannes sich je von zwei hohlen Weiden abschrecken lassen? Heinrich beschloß, den morschen Stamm der einen als Leiter zu benutzen, um von dort die Gartenmauer zu gewinnen.

Viel zu lang für seine Ungeduld dehnte sich der Nachmittag aus — endlich senkte sich der Abend hernieder, und endlich, es mochte 9 Uhr Abends sein, stieg die volle Mondscheibe im Osten empor.

Leise, vorsichtig schlich Heinrich sich aus dem Hause und hatte bald die Gartenmauer erreicht. Gewandt schwang er sich am Weidenstamme empor, wohl krachte dieser bedenklich, doch er hielt aus und Heinrich saß bald rittlings auf der Gartenmauer.

Im hellen Mondenlicht, magisch beleuchtet, lag der Garten vor Heinrichs Blicken. Da keine Leiter vorhanden, so schwang er sich hinab — der Sprung glückte.

Nun war er dem schönen Mädchen näher. Vorsichtig um sich spähend, schlich er dem Hause zu. Ein von Säulen getragener, mit Schlingpflanzen umhegter Balkon zierte das Haus. Doch Heinrich sah im ersten Moment wenig von den Schönheiten, die sich ihm darboten, selbst die Fülle prachtvollster Rosen, deren Kelchen balsamische Düfte entstiegen, bemerkte er nicht.

Seine gesamte Aufmerksamkeit richtete sich nach dem dritten Fenster — dort stand, von hellen Mondenstrahlen umwoben, das schöne Mädchen. Mit entzückter Befriedigung betrachtete Heinrich das schöne Bild, dann regte sich der Wunsch, die Schöne zu sprechen, in seiner Seele. Heinrich winkte — die Schöne erglühte und zauderte sichtlich. „Kommen Sie herab," bat er in weichen Liebestönen. Wieder zögerte sie, doch einer wiederholten Bitte vermochte sie nicht zu widerstehen. Die lichte Gestalt droben am Fenster verschwand — ein kleines Pförtchen öffnete sich, und in den mondscheinhellen Garten hinaus trat schüchtern, den Blick zu Boden senkend, das schöne Mädchen.

„Endlich! endlich ist es mir vergönnt, Sie zu sehen!" rief er, ihr stürmisch entgegeneilend. Da hob sie den Blick

zu ihm auf — Heinrich erschrak, wie viel Schmerz lag in diesen dunkeln Mädchenaugen verborgen. Mild, liebevoll faßte er sie bei der Hand und geleitete sie aus dem hellen Mondenlicht nach einer Laube. „Nehmen Sie Platz," bat er schmeichelnd — „Sie sind unglücklich?"

„Ja — ein tief unglückliches Mädchen steht vor Ihnen!" flüsterte sie mit kaum hörbarer Stimme. „O, er ist ein Tyrann, ein Bösewicht — er —" sie hielt inne und schaute angstvoll umher — da alles still blieb, setzte sie leise hinzu: „er hat einen Vertrag mit dem Gottseibeiuns gemacht, ich weiß es, und bald — bald ist die Frist wieder abgelaufen, dann muß er entweder sterben oder ein anderes Opfer dem Höllenfürsten weihen!"

„Heiland der Welt — was sagen Sie —"

„Die Wahrheit. Jan Webster war ehemals Kapitän. Er führte die „Hilaria", ein gutes Schiff. Mein Vater war sein erster Steuermann. Er fiel, als Opfer für den Kapitän, der Hölle zur Beute. Ehe er starb erkannte er den Verrat Jan Websters und ließ ihn schwören, mich zu erziehen und gut zu halten. Dies hat er gethan, doch — das Schlimmste kommt noch — er liebt mich — will mich heiraten! Ehe ich dies thue, da stürze ich mich ins Meer, wo es am tiefsten ist — ich verachte den Bösewicht jetzt mehr als je, seitdem ich —"

Das schöne Mädchen schwieg, stumme Verzweiflung sprach aus ihren Augen, die selbstvergessen, in heißer Liebe, auf dem Jüngling ruhten.

Dieser erschrak — er erkannte die Gefahr, in welcher das schöne Mädchen schwebte, doch mit dieser Kenntnis wuchs sein Mut und seine Leidenschaft.

Plötzlich überwältigt von seiner Liebe, kniete er vor der leise Weinenden nieder und erfaßte ihre schlaff herabhängende Hand!

„Engel, Mädchen, ich liebe, liebe Dich!" stammelte er mit ausbrechender Erregung. „Sag', darf ich versuchen Dich aus den Klauen des Bösewichtes zu retten, so will ich alles — alles thuen! —

Schüchtern und dennoch voll zarter Liebe blickte sie auf den Knieenden, und leise ihre Hand auf sein lockiges

Haar legend, neigte sie sich zu ihm hinab — und beide wußten nicht wie es geschehen — als sie zum Bewußtsein ihrer selbst kamen, saß Heinrich an ihrer Seite, sein Arm hielt sie zärtlich umschlungen und sie schmiegte ihr Haupt sanft an seine Brust.

„Mein Heinrich!" „Meine Thea!" flüsterten sie Auge in Auge senkend sich liebetrunken zu — da geschah etwas Fürchterliches. — Plötzlich verdunkelte sich der Eingang zur Laube, und zu ihrem maßlosen Schrecken sahen die Glücklichen, unsanft aus einem schönen Traum Erweckten — Jan Websten vor sich stehen.

Im ersten Moment war er kaum zu erkennen, so verzerrten Wut und Haß sein Angesicht. Mit einem Griff umfaßte er Theas Arm und schleuderte das laut aufschluchzende Mädchen von Heinrichs Seite fort.

Diese Handlung einer brutalen Gewalt verscheuchte die letzte Spur von Heinrichs Bestürztheit, kühn stellte er sich dem Wütenden entgegen und versuchte Thea in seine Arme zu ziehen; doch Webster verhinderte ihn.

„Hinweg, Bube!" schrie er Heinrich an, „wie darfst Du es wagen, gleich einem Dieb, zur Nachtzeit, in mein Gehöft einzubrechen — doch noch gibt es Gerechtigkeit gegen Einbrecher und Diebe und Du, Thea, ehrvergessene Dirne, die um Mitternacht in Gesellschaft fremder Männer im Garten lustwandelt — ich —"

„Still, mein Herr, schmähen Sie meine Braut nicht!" fiel Heinrich ihm rasch ins Wort.

„Braut? Ihre Braut? Lächerlich — wer sind Sie — ein Müssiggänger oder Muttersöhnchen, der glaubt, mit der Hand dieses thörichten Mädchens auch meine Reichtümer zu erschleichen?"

„Ich entsage Ihren Reichtümern, ich begehre nur Theas Herz und Hand!"

Jan Webster schwieg. Ein innerer Kampf spiegelte sich auf seinem verzerrten Angesicht ab; immer starrer wurden seine Züge, nur in den grauen Augen lebte und webte es in schrecklicher Leidenschaft. Plötzlich zuckte es blitzartig über sein Gesicht, ein Gedanke keimte in seinem Geiste empor und ein Lächeln voll geheimer Tücke lagerte sich um

des Bösewichts Lippen; doch nur einen Moment, dann beherrschte er sein Mienenspiel und sagte voller heuchlerischer Freundlichkeit:

„Gut, ich habe mir es überlegt. Sie lieben dieses Mädchen, nun, so kann und will ich Ihnen ihre Hand nicht vorenthalten; gemach!“ rief er scharf befehlend, als Heinrich und Thea sich in die Arme stürzen wollten, „eine Bedingung knüpfe ich an mein Versprechen!“

„Welche? Wenn ein Mensch sie erfüllen kann — so werde ich sie erfüllen!“ schwur Heinrich, seine Hand zum Himmel emporhebend. Thea versuchte ihn zu unterbrechen, doch Jan Webster hob drohend die Faust — da schwieg das zum Tode geängstigte Mädchen.

„Nun, nennen Sie die Bedingung — ich erfülle sie — ich habe es geschworen!“ rief Heinrich energisch.

„Gut, hören Sie mich an. Einem Eide zufolge, den ich Theas sterbenden Vater leistete, darf ich nur einem reichen Freier ihre Hand bewilligen, doch in Ihrer Hand liegt es, sich ungemessene Reichtümer zu verschaffen, indem Sie einen Heckethaler gewinnen!“

„Wie soll ich dies verstehen, und woher soll ich einen so kostbaren Thaler erlangen!“

„Nichts leichter als dies. Ihr müßt Euch einen schwarzen Kater verschaffen, an dessen Leib kein weißes Härchen zu finden ist. Steckt ihn in einen Sack und geht, sobald die Turmglocke in der heiligen Sylvesternacht aushebt, die zwölfte Stunde zu verkünden, an die Kirchthür. Dann umschreitet rücklings, nach Westen gewandt, die Kirche — und klopfet, sobald Ihr wieder vor dem Haupteingang steht, dreimal an die große Pforte. Augenblicks wird diese sich öffnen und ein langer, schwarzgekleideter Mann erscheinen. Sobald er nach Eurem Begehr fragt, bietet ihm den Kater zum Kauf an, und verlangt einen Thaler als Kaufpreis. Der Schwarze wird erst acht — dann sechszehn Groschen bieten, doch da schlagt bei Leibe nicht zu, er gibt schon den verlangten Thaler. Sobald Ihr das Geldstück in der Hand haltet, werft dem Mann den Sack, der vorsorglich zugeknotet sein muß, vor die Füße, und lauft, was Ihr laufen

könnt nach Hause, doch schaut Euch dabei nicht um, sonst ist Euer Leben verwirkt!"

„Das ist alles, was ich zu thun habe? Dies ist ja kinderleicht!"

„Was ich sagte — dann ist Thea Eure Braut. Durch den Thaler werdet Ihr ein reicher Mann, dessen Schätze nie versiechen können. Sobald Ihr den letzten Groschen ausgegeben, findet sich der Thaler wieder vollwichtig in Eurer Tasche!"

„Und wer ist jener schwarze Mann?" fragte Thea ahnungsvoll.

„Dies geht Dich nichts an, Weiber verstehen nichts vom Handel!" erwiderte Jan Webster ärgerlich.

„Heinrich, thue es nicht!" bat Thea. „Ich will Dir sagen, wer jener Mann ist. — Es ist der Gottseibeiuns — der in der Sylvesternacht von 12 bis 1 Uhr sein altes Recht, Seelen zu fangen, selbst in der Kirche betreibt."

„Um Dich, Thea, zu gewinnen, verschreibe ich mich selbst dem Teufel!" rief Heinrich das geliebte Mädchen umschlingend. Sie zitterte in seinen Armen, denn sie hatte Jan Webster beobachtet und gesehen, welch höllischer Triumph aus seinen Zügen leuchtete, als Heinrich den Eid leistete. Doch aus Furcht vor dem Bösewicht schwieg sie.

„Und nun ins Haus, Thea!" befahl Jan Webster. „Zum Sylvester sehen wir uns wieder!"

„Leb wohl, meine Thea, Du siehst mich mit dem Thaler oder nie wieder. Bleib' mir treu bis Sylvester!" rief Heinrich. Noch ein letzter Abschiedsblick auf das geliebte Mädchen, dann eilte er aus dem Hause und warf sich angekleidet, wie er war, auf sein Bett — doch kein Schlummer kam in seine brennenden Augen.

Die Tage gingen hin — Herbst kam und ging, dann rückte der Winter mit Eis und Schnee ins Land. Die Swine deckte sich mit einer kristallenen Eisdecke — Heinrich saß täglich an seinem Fenster, er wartete auf die Sylvesternacht. Thea erblickte er nicht wieder. Hielt sie Jan Webster in strengerem Gewahrsam — Heinrich erhielt keine Botschaft, selbst hinter den Gardinen erschien niemals das holde, ersehnte Antlitz der Geliebten. Die Weihnachtstage rauschten

mit ihrem Lichterglanz und Kinderjubel dahin — Frau Rasmuß schaute verwundert auf ihren Einzigen, wie verändert war ihr sonst so lebensfroher Sohn. Als sie ihm eines Abends nach der Ursache seiner veränderten Gemütsstimmung fragte — schaute er seine Mutter lange — lange an, dann legte er seine Hand in die ihre und flüsterte:

„Mutter, wie gern entlastete ich meine Seele durch eine offene Aussprache mit Dir — doch ich darf nicht. — Lasse das Jahr zu Grabe gehen — dann wird alles gut — dann werde ich wieder Dein lustiger Bube!"

Die alte Frau schüttelte ihren weißhaarigen Kopf — doch was sollte sie machen, Heinrich, der ihr sonst alle seine Erlebnisse mitgeteilt, schwieg dieses Mal unverbrüchlich still.

So wartete die arme Mutter auch — Kummer im Herzen — auf den Sylvesterabend.

Und der ersehnte, gefürchtete Tag brach an. Grau und tief hingen die Wolken über der, in eine dichte Schneedecke eingehüllten Erde. Feuchter Nebel schwebte über der See, die zuweilen unruhig aufbrüllte, als bereite sich ein Unwetter vor — doch der Tag und der Abend verging — nichts geschah — nur die See wogte hoch und höher auf, sodaß weiße Schaumwellen die Ufergelände überfluteten.

Heinrich hielt seit einigen Tagen einen pechschwarzen Kater in seinem Zimmer verschlossen. Es war ein großes Tier — dessen Augen im Dunkeln ordentlich furchterregend funkelten.

Mutter Rasmuß war zur Kirche gegangen. Zum ersten Male, seitdem er erwachsen, hatte Heinrich abgelehnt sie zu begleiten. Kopfschüttelnd machte die alte Frau sich allein auf den Weg und Heinrich irrte im nahen Walde umher. Eine nicht zu beherrschende Unruhe erfaßte ihn, bald stieg ihm helle Todesangst zum Herzen auf, bald verlachte er seine Furcht und Feigheit, wie er es nannte.

Reizende Bilder, voller Liebesglück und Wonne umgaukelten ihn dann, und Theas, seiner heißgeliebten Thea Bild umschwebte ihn auf seinen einsamen Wegen. So zählte er die Minuten bis Mitternacht.

Aber auch drüben im Hause Jan Websters war Unruhe eingezogen.

Schon am heiligen Abend hatte Thea heftig streitende Stimmen bis hinauf in ihr stilles Stübchen gehört. — Angelockt von deren seltsamen Klang, war sie leise und vorsichtig die Treppe hinabgeschlichen — da — eben blieb ihr noch Zeit sich im Schatten des Treppenhauses zu verbergen, als die Thür zu Jan Websters Zimmer aufgerissen ward und ein langer Mann, er trug einen schwarzen Mantel und einen Spitzhut — herausstürzte.

„Wohlan, bis Sylvester geb' ich Dir Frist — die letzte Frist — bringst Du mir dann keine Seele dar — so ist unser Packt abgelaufen — und Du — bist — mein!"

Ein Weheschrei antwortete diesen Worten, Jan Webster, der bleich wie ein Toter an der Thür lehnte, hatte ihn ausgestoßen. Dann stürmte — nein Thea sah es deutlich, flog der schwarze Mann, ohne die Treppenstufen zu berühren, die Treppe hinab, die Hausthür schlug hinter ihm zu — noch ein leises Ächzen erreichte der Lauscherin Ohr — dann ward es still um sie her und sie stand zitternd auf der Treppe im Dunkeln.

Als sie sich dann von ihrem Schreck erholt, schlich sie sich zurück in ihr Stübchen. Hier kniete sie vor ihrem Bette nieder und hob die thränenumflorten Blicke zu einem Gnadenbilde auf, welches die breite Wand über ihrem Ruhelager schmückte.

„Mutter Gottes — mein Heiland hilf — hilf — sende mir deinen Rat, um Heinrich, meines Herzens Schatz, vor den Klauen des Bösen zu retten!" betete sie, in Todesängsten sich windend. Lange lag sie auf ihren Knieen und flehte zu Gott, doch als sie sich dann erhob, da strahlte ein himmlischer Friede aus ihren schönen Augen.

Auch Thea erwartete den letzten Tag im Jahre voller Unruhe. Am Morgen des Sylvestertages — Jan Webster hatte sich, wie er jetzt häufig that, in seinem Zimmer eingeschlossen, nahm Thea ein warmes Tuch über Kopf und Schultern, flog die Treppe hinab, schloß die Hauspforte auf und trat voller Zagen auf die so selten betretene Straße hinaus. Ihre Furcht, entdeckt zu werden, war überflüssig. Es war noch zeitig am Tage, dichte Nebelschleier lagerten in den Straßen, sie verhüllten die flüchtig dahinschreitende

Jungfrau vor den Blicken der Vorübergehenden. Thea nahm ihren Weg nach dem Walde, dort gab es noch keine geebneten Wege, es lebten noch Wölfe und Füchse in dem dichten, unwegbaren Forst. Doch ohne Furcht zu zeigen, eilte Thea vorwärts. Mitten im Walde lebte ein Einsiedler, ein frommer Mann. Zu ihm lenkte das schöne Mädchen ihre Schritte. Sie kannte den heiligen Constanz — er war der einzige Mensch, der tief in der Nacht die Schwelle Jan Websters einige Male überschritten hatte, als Thea einen Seelsorger von ihrem Kerkermeister heischte. Zu ihm eilte sie nun in ihrer höchsten Not.

Der Einsiedler staunte, als er die Einlaßbegehrende erkannte.

„Was bringst Du mir mein Kind? — fragte er leise — da sank Thea tief aufatmend dem frommen Mann zu Füßen, sie beichtete ihr Leid, ihre Angst und Sorge: „Rette ihn, frommer Vater, rette Heinrich — vor der Gewalt des Bösen!“

„Deine Sache steht schlimm, man soll Gott nicht versuchen!“ erwiderte Constanz ernst — „doch da nur heiße Liebe zu Dir den Jünglinq auf Abwege führte — so soll Dir geholfen werden!“

Thea preßte einen dankbaren Kuß auf des Alten zitternde Hand. „Aber wie — wie soll dies geschehen!“

„Lasse mich nur machen — ohne Gottes Willen fällt kein Haar von Eurem Haupte! steht im Buch der Bücher, glaube, er wird hier helfen!“ tröstete Constanz die Schluchzende. „Jetzt gehe heim, damit Jan Webster keinen Argwohn schöpft und bete zum lieben Himmelsvater —“

Thea eilte nach Hause. Sie atmete wie befreit auf, denn niemand hatte ihre kurze Abwesenheit bemerkt.

Der Abend kam — die Nacht brach herein — Thea zitterte der entscheidenden Stunde entgegen.

Da — schlug es zwölf Uhr vom Kirchturm — Thea sank in ihre Knie: „Gnade — Gnade für ihn!“ flehten die erblaßten Lippen — alles blieb still — auf der Straße rührte sich nichts, im Hause schien alles zu schlafen — nur aus Jan Websters Zimmer leuchtete ein schwacher Lichtschein — also wachte auch er — da — Thea entfärbte

sich — plötzlich geschah ein Sausen und Brausen durch die Luft — als komme der wilde Jäger daher gerast — Hundegebell, Pfeifen, Stöhnen, grelle Zurufe mischten sich mit Pferdetrappeln und einem orkanartigen Wind.

Huie — huie — huie — gellte es scharf und schneidend — dann klirrte ein Fenster herab auf das Pflaster — ein gellender Hilferuf, wie ihn ein Mensch in höchster Todesangst nur ausstößt, dann folgte ein markerschütterndes Gurgeln und Stöhnen — hierauf wieder jenes Sausen und Brausen durch die Lüfte — welches allmählich schwächer ward — und erstarb — dann Stille — feierliche Grabesstille — bis endlich der Glockenschlag — Eins! wie erlösend durch die unheimliche Stille schallte.

Thea atmete wie aus einem Banne erlöst auf. Schritte klangen von der erst menschenleeren Straße herauf, und Peter Constanz Stimme rief Theas Namen. Hurtig eilte sie hinab, der Einsiedler stand vor ihr, auf seinem Arm lehnte Heinrich. Zwar sah er totenbleich aus, doch Liebe, innige Liebe strahlte ihr aus seinen Augen entgegen.

„Hier, meine Tochter, bringe ich Dir den Bräutigam!“ lächelte der Alte — „und nun verlaßt dieses Haus des Unheils“ — Heinrich umschlang die Geliebte, und so schritten sie in die dunkle Nacht hinaus. — Nur wenig Schritte waren sie gegangen, da flammte ein Blitzstrahl vom nächtlichen Himmel herab — er züngelte um das Haus Jan Websters — und im Nu stand es, an allen vier Ecken, in Flammen, die hoch — hoch hinauf loderten. Kein Wasserstrahl löschte diese Flammen. Bis auf den Grund brannte das massiv-steinerne Haus nieder. — Am andern Morgen fanden Arbeiter im Schutt einen kopflosen, verkohlten Leichnam; dies waren Jan Websters sterbliche Überreste, nachdem der Böse seine Seele geholt.

Der fromme Einsiedler hatte Heinrich in dem Moment, als des Bösen Hand ihn anrührte, mit dem Kruzifix gestreift — da konnte der Gottseibeiuns ihm nichts anhaben. Deshalb holte er sich schnell sein längst verfallenes Opfer. Den Heckethaler hielt Heinrich in der Hand, doch weder er noch Thea haben jemals seine Kraft erprobt. Sie schenkten ihn der Armenkasse.

Auf dem Rathause war noch viele Jahre ein alter Thaler zu sehen, dies soll der Heckethaler des Teufels gewesen sein.

Heinrich und Thea wurden bald darauf von Priesters Hand vereinigt. Sie strebten nicht nach Reichtümern, sondern lebten schlicht und recht in dem kleinen Hause auf der Färberstraße. Heute noch leben ihre Kindeskinder geehrt und geachtet in Swinemünde.

IV.

Störtebeck der Seeräuber.

In purpurner Glut erstrahlend ging die Sonne unter. Weithin röteten sich die Fluten des Kamminer Bodden. Die Turmspitze des altehrwürdigen Domes von Kammin, die mit einem goldenen Kreuze gekrönt war, erglänzte im letzten Strahl des scheidenden Tagesgestirnes. Der Klang der Abendglocken zitterte durch die milde Luft und heilige Sabbatstille breitete sich über die Gegend aus.

Nach des Tages Last und Mühe genossen die Bürger von Kammin mit Wohlbehagen die Stunden der Ruhe, die ihnen der Feierabend bot.

Die fleißige Hand des Handwerkers ruhte, man suchte den altgewohnten Platz auf den Steinbänken neben der Hausthür auf. Hier vereinigte sich, nach damaliger guter Sitte, der Hausvater mit den Seinen, denen sich das Hausgesinde anschloß, zu einer Besprechung der Tagesneuigkeiten oder man lauschte andachtsvoll der Kunde von längstvergangenen Tagen.

Doch heute schien nirgends Ruhe eintreten zu wollen. Eilfertig huschten Gestalten von einem Hause zu dem andern und ernste Männern stützten gedankenvoll das sorgenschwere Haupt mit der Hand.

Seitdem die letzte Kriegsnot überstanden, hatte sich Kammin allmählich erholt von den Schrecknissen einer

wochenlangen Belagerung, doch schon wieder tauchte ein unheildrohendes Gespenst auf. Botschafter hatten heute Morgen die Nachricht eingebracht, daß die mit Recht gefürchteten Vidalienbrüder, an deren Spitze der berüchtigte Claus Störtebeck stand, in die Gewässer der Ostsee eingelaufen und im Begriff ständen, einen Streifzug längs der Seeküste zu unternehmen.

Deshalb zogen Sorgen und Klagen in die Herzen der aufs Neue geängstigten Bürger ein.

„Wie sieht der furchtbare Claus Störtebeck aus?“

Niemand hatte ihn von Angesicht zu Angesicht gesehen, deshalb beschrieben ihn die einen als einen ältern Mann, dessen Augen scharf und durchdringend, dessen Gesicht von Narben bedeckt sei, die nur ein langer, grauer Zottelbart zum Teil verdeckte. Andere dachten ihn sich wie einen leibhaftigen Vampyr oder wie ein Ungeheuer, dessen Anblick allein genügte, um ganze Scharen seiner Gegner in die Flucht zu schlagen.

So wogten Rede und Gegenrede unter den Bürgern hin und her.

Bis in die Räume der Bürgermeisterei drang indes die Unruhe nicht. Hier saß Malte Petersdorf, der allgemein beliebte Bürgermeister, in seiner stillen, nach dem Garten hinausliegenden Studierstube, den Kopf über ein vergilbtes Pergament gebeugt.

Da klopfte es leise an die Thür, und als Malte Petersdorf nicht antwortete, öffnete sich alsbald die Thür und das liebliche Gesichtchen eines ungefähr siebzehn Lenze zählenden Mädchens lugte zur Thürspalte herein. Als sie den, in völliger Versunkenheit dortsitzenden Herrn erblickte, nickte sie schelmisch und flog leise wie eine Libelle zur Stube herein, um dem Lesenden neckisch von rückwärts die Augen zuzuhalten.

„Wer bin ich?“ fragte ein feines Stimmchen.

„Helga — ich erkenne Dich — gib mich frei! Hier ist Dein ausbedungener Zoll!“ fuhr der ältere Herr fort, indem er die ihm entgegen blühenden Lippen des Mädchens mit einem Kusse schloß.

„Väterchen, komm zu Tisch, Muhme Ursula erwartet

Dich. Die Fische sind gesotten und Du weißt, sie liebt es nicht, ein Gericht Fische warten zu lassen!"

Halb gezogen von Helga stieg der Bürgermeister hinab in das Unterstock. Hier herrschte Ursula Wendelin, die Schwester seiner früh verstorbenen Gattin, als Gebieterin und wie man sich leise in der Stadt zuraunte, herrschte sie auch in despotischer Weise über das gestrenge Stadtoberhaupt.

Mit Schweigen, wie es sich gebührt, ward das schmackhafte Fischgericht verzehrt. Schon wollte der Bürgermeister sich in sein Gemach zurückziehen, als Ursula sich ihm in den Weg stellte.

„Nun, Schwager, wie steht es mit Claus Störtebeck? Er soll ja im Anzuge auf Kammin sein?"

„Glaub' es nicht, Ursula! Ich erhielt keine amtliche Mitteilung! S'ist nur eine Erfindung müssiger Schwätzer!"

„Nimm es nicht zu leicht, Malte, mein Gewährsmann ist zuverlässig — doch jetzt komm, Helga, Vater zieht es mit Gewalt zu seinen wissenschaftlichen Forschungen und alten Pergamenten, laß uns vor das Haus treten — in den Heimgarten!"

„Mich laßt aus, beste Muhme, ich — — möchte so gern mich im Garten, hinten am Wall ergehen, dort blühen die Rosen abends am schönsten! Ach, bitte, bitte, laßt mich gehen!"

„Ursula, gib ihr Erlaubnis! Junges Blut hat solche Anwandlungen, die wir älteren Leute nicht mehr verstehen!"

„Gott sei's geklagt! Ihr versteht es nicht mehr!" erwiderte spitz Jungfrau Ursula, dem langsam dahinschreitenden Hausherrn mit geteilten Empfindungen nachschauend; dann wandte sie sich nach Helga um, doch diese war verschwunden. „Hm, ein richtiger Springinsfeld — aber es wird Zeit, daß sie ernsthaft wird. Bald werden die Freier anklopfen, Helga Petersdorf ist eine gute Partie, Kisten und Truhen sind gefüllt, der Malschatz*) ist bereit!"

Während Muhme Ursula über ihrer Nichte Zukunft nachdachte, eilte diese durch den Hof in den Garten. Es war eine holde Sommernacht. Am dunkelblauen, wolken-

*) Aussteuer.

losen Himmel stand Stern bei Stern, sie blitzten und glitzerten um die Wette, als wollten sie dem Monde, der hinter der Sanddüne der Ostsee emporschwebte, den Rang streitig machen.

Sanfte, magische Mondenstrahlen umgaukelten Busch und Baum, sie woben seltsame Lichter um die knorrigen Stämme der Obstbäume, die den Garten der Bürgermeisterei nach dem Walle hin abschlossen. Helga blickte selig lächelnd in die wunderbare Nacht hinaus, dann flog sie den Hauptweg hinab, einer kleinen, von süßduftendem Jelängerjelieber umhegten Laube zu.

Hier war es düster, nur wenige, neugierige Mondenstrahlen fanden einen Weg durch das dichte Grün — da — eine Gestalt bewegte sich in der Laube — aber, anstatt zu fliehen, eilte Helga mit freudigem Aufschrei in die Laube hinein. — Zwei Arme umschlangen die holde Gestalt und und eine tief erregte Mannesstimme flüsterte: „Endlich Liebling, endlich bricht mein Glück an! Endlich sehe ich Dich — endlich halte ich Dich!"

In einem langen, innigen Kuß verlor sich des Mädchens Gegenrede, dann saßen die Beiden, sich zärtlich umschlungen haltend, auf der kleinen Holzbank, Küsse und zärtliche Worte tauschend.

„Liebste, nun rückt die Zeit heran, bald trete ich vor Deinen Vater, den gestrengen Herrn Bürgermeister, ihn um seinen besten Schatz, Deine Hand, mein geliebtes Mädchen, zu bitten!"

„O, ich zähle schon die Tage, mein Otto," warf heiß erglühend Helga ein.

„Aber, wird es Dir nicht schwer fallen, die Bürgermeisterei zu verlassen, Du weißt, mein Häuschen am Dom ist nur klein!"

„Sprich' nicht so Geliebter, Du kennst mich und meine Liebe. Seit unserer frühesten Jugend haben wir uns lieb gehabt, unsere ersten harmlosen Kinderspiele, was waren sie anders, als erwachende Liebe? Wie ritterlich beschütztest Du mich auf dem Schulweg — Du, der vier Jahr ältere, starke Sohn des Schmiedes!" lächelte Helga, ihr Köpfchen an die Brust des Geliebten bettend.

„Und Du zarte Maid fürchtest den Ruß, den Lärm nicht, der in einer Schmiede herrscht?“

„Otto — schaue mir ins Auge — was liesest Du dort?“ gegenfragte Helga.

„Liebe, heilige, treue Liebe!“ jubelte der junge Schmied auf, und sein starker Arm umfing fest und fester die zarte Mädchengestalt.

„Sag’ — wie lange währt es noch, bis unser süßes Geheimnis den Leuten offenbart wird? O, es war recht schön, hier vor jedes Lauschers Blick versteckt uns zu sehen, zu sprechen!“

„Doch noch schöner, Geliebte, wird es sein, wenn Du im Myrthenkranz und Schleier mir zur Kirche folgst — denke ich daran, so will mir das Herz vor Lust und Seligkeit zerspringen!“

Helga erhob sich — „Aber nun muß ich heim, Muhme Ursula ermahnte mich, rasch zurückzukehren! Sag’, wann sehe ich Dich wieder?“

„Morgen Abend, zur gleichen Stunde!“ flüsterte Otto, sein geliebtes Mädchen an sich ziehend zum letzten Abschiedskuß. „Ach, Helga, auf einmal wird mir so weh ums Herz! Horch — hörst Du nicht, wie der Totenvogel, der Uhu schreit!“

„Verbanne die Sorgen. Natürlich dringt das schrille Schreien der Vögel hierher, dort oben in der Turmlucke des St. Ägidienturms, dort nisten sie — aber lasse das scheue Nachttier schreien, unsere Liebe kann durch den Schrei eines unvernünftigen Tieres nicht gefährdet werden!“

„Und dennoch, ach Helga, bange Angst erfaßt mein Gemüt — müßte ich Dir entsagen — dann ist mir der Tod willkommen!“

„Otto, welche seltsame Idee. Ich bin und bleibe Dir treu, so gewiß die goldenen Sterne auf uns hernieder blicken, aber nun schlaf’ wohl — leb’ wohl, gedenke mein!“ Einen innigen Kuß auf seine Lippen drückend, riß sich Helga aus seinen Armen. Otto blieb im Eingang der Laube stehen, er schaute der lichtumflossenen Gestalt nach, bis sie im Hofthor verschwand.

„Meine Helga — mein Glück — mein alles!“ flüsterte

der junge Schmied. Kraftvoll umspannten seine Hände einen Baumstamm: „Wollte man Helga mir rauben — den Räuber zerschmetterte ich, wie diesen Stamm!“

Krachend zerbarst der Stamm in tausend Splitter und Otto verließ den Garten am Wall.

— — — — — — — — — — — —

Auf der Höhe des Kamminer Bodden schaukelte sich anderen Tages ein schlankes Fahrzeug. Niemand hatte es kommen sehen, plötzlich war es da — zum Staunen aller deren, die diese Kunde nach dem Hafen lockte.

Offenbar war es aus der Ostsee, die Dievenow entlang gekommen. Das Deck war aufgeräumt — doch leer. Die Segel waren gerefft, das Steuer mit Tauen festgebunden; so lag es vor Anker. Von der Mannschaft des Schiffes war jedoch keine Spur zu entdecken.

Immer mehr Neugierige sammelten sich auf dem schmalen Pfad, der unterhalb des Walles sich hinzog. Man setzte Boote in Bereitschaft, um hinaus an das Schiff zu rudern, da — mit dem zehnten Glockenschlag entstand eine Bewegung auf dem Schiff. Mehrere Gestalten entstiegen der Kajüte, allen voran ein schlanker, hochgewachsener Mann, dessen edler Anstand und vornehme Kleidung den Besitzer des Schiffes kennzeichneten.

Auf seinen Befehl ward ein Boot fertig gemacht, er selbst sowie zwei Matrosen stiegen ein und nahmen ihren Kurs dem Ufer zu.

„Wer mag das sein? Gewiß ein Fürst — ein vornehmer Graf!“ so flog es flüsternd durch die Menge, die aufmerksam dem Vorgang folgte.

„Führt mich zum Bürgermeister!“ befahl der Fremde.

Rasch drängte die Menge seitwärts, ihm so eine Gasse bildend, die er, als sei er es nicht anders gewohnt, hoch aufgerichtet durchschritt.

Alle Welt staunte die Prachtgewänder des Fremdlings an, so entging ihnen der Ausdruck von Spott und Hohn, der seine Lippen umspielte — einen Moment nur, dann wieder lächelte er verbindlich seinen Führern zu.

Bald stand er vor Malte Petersdorf, den er fast um Kopfeslänge überragte.

„Ich komme um Ihre Gastfreundschaft zu erbitten! Mein Schiff erhielt einen Leck, deshalb verließ ich das offene Meer, hier im Bodden können Wind und Wellen meinem Schiff weniger schaden!"

„Gewiß, Ihre Gnaden sind uns willkommen," erwiderte der Bürgermeister. „Und fleißige Hände, das Schiff auszubessern, giebt es in der Stadt!"

„Ich danke. Mein Name ist Don Guzmann, ich komme aus Hispania. Da ich viel von den Altertümern gehört, die diese Stadt birgt, so wird mir die Wartezeit nicht lang werden!"

„Aber vor Allem genehmigt einen Willkommentrunk!" bat Malte Petersdorf, in dessen Seele das Wort „Altertümer" gezündet hatte.

„Ursula — Helga — bringt Wein und Imbiß herbei!" rief er ins Unterstock hinab.

Inzwischen beschaute der Fremde seine Umgebung. Da gab es auf langen Borden vortreffliche Bücher und Pergamente, daneben in Schränken goldene Humpen und seltene Gefäße, bei deren Anblick sich Don Guzmanns Antlitz zusehends aufhellte.

„Ich preise mich glücklich, in das Haus eines so wackern Mannes und Gelehrten gekommen zu sein!" So weit war Don Guzmann in seiner Rede gekommen, als eine Thür ihm gegenüber sich öffnete und Helga, ein Brett mit Gläsern und Krügen in der Hand haltend, gefolgt von Ursula mit Brot und kaltem Fleisch, trat ins Zimmer, sich züchtig vor dem Fremden verneigend.

Dieser stutzte und ein Ausruf des Staunens und der Bewunderung löste sich von seinen Lippen.

„Meine Tochter Helga — Ursula, meine Schwägerin! Kind reiche dem Herrn die Hand zum Willkommen!"

Klirrend setzte Helga das Glasgeschirr auf den Tisch, dann trat sie mit schüchtern zu Boden gesenkten Blicken näher — ein Gefühl der Furcht beschlich sie.

„Ängstigt Euch nicht, schöne Jungfrau, ich thue Euch nichts zu Leide!" entgegnete der Fremde sanft. „Ich schaue Euch an, wie der Pilger ein gnadenbringendes Madonnenbild!"

Helga versuchte ein mattes Lächeln um ihre Lippen zu zwingen, Furcht und Grauen erfaßten sie, die seltsame, stumme Sprache seiner Augen that ihr weh — noch niemals hatte sie solch heiße, ihre ganze Seele in Aufruhr jagende Blicke auf sich ruhen gefühlt.

Immer glühender funkelten die schwarzen Augen des Fremdlings dem in seiner Verzagtheit doppelt schönem Mädchen entgegen.

„Einen holden Schatz birgt das altersgraue Haus!" wandte sich Don Guzmann an Malte Petersdorf, „glücklich der Mann, dessen Hand dies zarte Röselein einst pflücken darf!"

„Vater, erlaubt mir zu gehen!" bat Helga, deren Angst sich steigerte, denn ihre reine Seele fühlte instinktiv die Gefahr, die ihr von diesem Manne drohte.

„So geh, Helga — entschuldigt das Kind, sie ist noch nicht gewohnt, mit Männern zu sprechen!"

Ein Glück für das junge Mädchen, daß sie den Blick nicht sah, der ihr folgte. Unverhülltes Verlangen, ungestüme Leidenschaft loderte darin auf.

„Bist Du ein thöricht Mädchen!" schalt auf der Hausflur nun Muhme Ursula, „den vornehmen Herren mit Deinem schnöden Benehmen zu erzürnen. Ich sah es ja, Du gefielst ihm, bedenke das Glück, wenn solch vornehmer Herr um Dich freite!"

Helga erbleichte — dann rief sie laut: „Nie — niemals werde ich diesem Fremdling meine Hand zum Ehebunde reichen. Ich fürchte ihn, und er ist böse von Herzen, dies steht in seinen Mienen geschrieben. Muhme Ursula, Du bist so klug und siehest das Mal auf seiner Stirn nicht, mit dem ihn der Böse gezeichnet!"

„Närrin, was so ein Kindskopf für Thorheiten ausdenkt. Der vornehme Spanier und gezeichnet vom Bösen? S'ist zum Lachen, aber ich weiß," fuhr sie strenger fort, „was Dir im Kopfe steckt: der Otto, der schwarze, rußige Schmied, s'ist zum Lachen, aber ich sage Dir, so lange meine Stimme im Hause noch etwas gilt, so lange sage ich: Nein, nein, dreimal nein. Aus Dir und diesem Habenichts wird nie

und nimmer ein Paar! Und damit basta — nun geh' an Dein Spinnrad!

Zerschmettert durch Muhme Ursulas letzte Worte schlich sich Helga in ihr Stübchen. Dort am Epheu überzogenen Fenster stand ihr Spinnrad; doch heute schnurrte es nicht mit den frohen Liedern der sonst so lustigen Helga um die Wette.

Mit feuchten Augen, blassen Wangen saß die junge Spinnerin dort, und trübe Gedanken waren es, die sie in das feine, goldig glänzende Gespinst einspann.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Es war Abend geworden; das Schiff schaukelte sich draußen auf den leicht vom Abendwind bewegten Wellen. In dem stillen Studierstübchen des Bürgermeisters saß Don Guzmann und unterhielt sich mit diesem über gelehrte Dinge.

Im Laufe des Nachmittags hatten sie die kostbaren, bei der letzten Belagerung aus den Händen der Schweden geretteten, wertvollen Altarkleinodien beschaut, die in festen eichenen Schränken in versteckten Gängen des Domstiftes aufbewahrt wurden.

Für alles zeigte Don Guzmann reges Interesse, und schläferte so die Wachsamkeit Malte Petersdorfs ein, sodaß dieser nicht merkte, wie der Fremde sich Notizen machte und flüchtig hingeworfene Pläne der unterirdischen Kirchengänge zeichnete.

Schon dunkelte es stark, als Don Guzmann sich von seinem freundlichen Wirt empfahl. Nach allen Seiten schaute er nach Helga aus, doch nirgends war eine Spur von der lieblichen Maid zu entdecken. So eilte er die Straße entlang und da er sich in der Dunkelheit verirrte, so stand er alsbald, anstatt am Hafen, an einer schmalen Straße, die, von Bäumen eingefaßt, längs dem Walle hinführte. Da der Abend verlockend schön und Don Guzmann keine Lust zum Schlafengehen verspürte, so schritt er die Straße entlang. Vor ihm her eilte eine schlanke Männergestalt, die plötzlich vor ihm verschwand. Darauf vernahm Don Guzmann den gedämpften Schrei eines Weibes — er stutzte — diese liebliche Stimme erschien ihm bekannt.

„Sonderbar — überall höre ich Helga, der Lieblichen Stimme, überall schwebt mir ihr teures Bild vor!"

Seine Neugierde war erwacht und da er dicht vor sich ein nur angelehntes Gatterthor erblickte, so schritt er schnell entschlossen in den Garten hinein. Tiefe Stille umgab ihn, und schon wollte er sich zurückziehen, als ein Name an sein lauschend Ohr schlug, der ihn veranlaßte, vorsichtig näher zu schleichen.

„Helga, geliebtes Mädchen, Du hast geweint, noch sehe ich die Spuren auf Deinen Wangen und hier trinken meine Lippen die letzte Thräne von Deinen Augen. Vertraue mir, hat Muhme Ursula Dich gekränkt?"

„Ach Otto, viel, viel Schlimmeres, als Du denken kannst ist geschehen! Du weißt, ein fremdes Schiff —"

„Was bedeutet uns und unserer Liebe dies Schiff?"

„Aber seinen Besitzer, Don Guzmann, ihn fürchte, denn er ist böse, sehr böse. Dies lese ich in seinen Mienen wie in den Blättern eines aufgeschlagenen Buches!"

Des Lauschers Antlitz überflog ein hämisches Lächeln. „Der Engel wittert den Teufel in mir! Aber diese Erkenntnis hilft ihr nichts — sie wird mein, bei der ewigen Verdammnis sei es geschworen. Doch hören wir weiter!"

„Nun und was will dieser Don Guzmann?"

„Muhme Ursula meint, er käme als Freier für mich!"

„Für Dich — Helga — dies leide ich nicht! Mein bist Du, mein bleibst Du!" rief Otto aus.

„Geliebter, zweifle nicht, Dich allein liebe ich; aber wir müssen vorsichtig sein, Muhme Ursula scheint unser Geheimnis ausspioniert zu haben, ich fürchte, sie kennt Ort und Zeit, weiß daß wir uns heimlich treffen!"

„Gut, dann bleibt mir nur eines übrig. Übermorgen, am Sonntag, komme ich zu Deinem Vater, Deine Hand zum Ehebunde zu erbitten!"

„Ja — thue dies, Otto. Bis dahin verlebe ich keine ruhige Minute mehr. Ehe nicht der feierliche Verspruch gethan, fühle ich mich nicht sicher und dann ist es Dein gutes Recht, mich vor den bösen Blicken jenes Mannes zu schützen!"

Wieder lächelte der heimliche Lauscher — so hämisch wie der Gottseibeiuns selbst!"

„Morgen zur selben Zeit treffe ich Dich hier im Garten; wir wollen besprechen, wie wir am besten Deinen Vater für unsere Liebe gewinnen, es wird schwer halten, er ist der hochmächtige Bürgermeister, mein Vater war ein armer Schmied!"

„Verlasse Dich auf meine treue Liebe und auf Vaters gutes Herz — er giebt uns seinen Segen!"

„Wenn ihm Zeit dazu bleibt! Meine Schöne!" flüsterte Don Guzmann, es wird schon Mittel und Wege geben, diesem Herrn Otto zuvor zu kommen. Hier heißt es sich sputen, Eile ist nötig, denn ich will nicht allein das schöne Mädchen gewinnen, sondern ich will auch die goldenen Eier mitnehmen, die in den Schränken der unterirdischen Gänge von Moder und Rost angefressen werden. Hm — also der rußige Schmied macht mir das Liebchen streitig — gut, daß ich dies erfahren, der Teufel ist seinen Anhängern gefällig, er selbst leitete meine Schritte hierher!"

Dann entschwand die Gestalt in der zunehmenden Dunkelheit, ohne daß die Liebenden eine Ahnung von dem Lauscher erhielten.

Flüchtigen Schrittes eilte Don Guzmann nach dem Hafen; dort lag schon ein Boot bereit, ihn ohne Aufenthalt nach seinem Schiff zu bringen.

Niemand beobachtete die geschäftige Unruhe, die unter dem Schutze der Nacht sich auf dem Schiffe des Spaniers entwickelte. Die Kajütentreppe herauf quollen Schaaren bewaffneter Männer, das Deck füllend. Aufmerksam lauschten sie den Worten des angeblichen Don Guzmann. Dazwischen klirrten Waffen und Boote wurden bereit gemacht, um die Männer ans Land hinüber zu bringen.

Ein dichter Wald, von dem heute keine Spur mehr vorhanden, zog sich seitwärts der Stadt hin; dort fanden sie ein sicheres Versteck.

Ehe der nächste Morgen graute, war die Ausschiffung vollendet und das fremdländische Schiff lag wieder so still wie vorher vor Anker.

Selbst Don Guzmann verließ das Schiff nicht; er

sandte einen Boten an den Bürgermeister mit der Meldung, daß er zufolge einer leichten Unpäßlichkeit für den heutigen Tag die Gesellschaft seines verehrten Freundes entbehren müsse.

Helga atmete wie befreit auf und erwartete nun voller Ruhe den Abend, der ihr eine letzte geheime Zusammenkunft mit Otto bringen sollte. Tante Ursula war in Küche und Keller beschäftigt, sie traf Vorbereitungen für ein leckeres Mahl, bestimmt, die sonntägige Tafel zu zieren.

Nur langsam für ihre Ungeduld verging der liebenden Helga der Tag — ihre Augen verfolgten den Lauf des Tagesgestirns, schier gar zu langsam stieg es am Himmelsbogen hinab.

Endlich senkte der Abend sich herab, und nun konnte Helga ihrer liebenden Ungeduld nicht länger gebieten; sie huschte hinaus in den Garten — doch — immer tiefer sanken graue Dämmerschatten hernieder, die Glocken verkündeten die neunte Abendstunde, und noch immer war Otto nicht erschienen.

„Sollte ihm ein Unglück zugestoßen sein?“ fragte sich Helga, voller Unruhe den kurzen Weg zur Wallpforte ausspähend — da — Schritte — eilige Männerschritte näherten sich. Schelmisch lächelnd zog sich Helga in die Laube zurück, sie ergriff ein Körbchen, gefüllt mit Rosenblättern, diese wollte sie Otto entgegenstreuen, da — ein Schrei — nicht der Freude, nein, des Schreckens, rang sich von ihren erbleichenden Lippen; nicht der erwartete Otto, sondern der gefürchtete Don Guzmann stand vor der mit einer Ohnmacht ringenden Helga. Die Rosenblätter entsanken ihrer erhobenen Hand, als sie das teuflisch lächelnde Gesicht des Fremdlings erblickte.

„Ah, Täubchen, fürchte Dich nicht, zwar Dein zärtlich girrender Tauber ist es nicht, der Habicht kommt, Dich in seine Fänge zu nehmen — hier gilt kein Entrinnen, mein bist Du — mein bleibst Du!“

Starr, vor Entsetzen stumm, hatte Helga diesen Worten gelauscht, dann aber, wie aus einem Zauberbann erwachend, rief sie laut: „Juble nicht zu früh, mein Retter naht — fürchte den Zorn meines Freundes!“

„Mich fürchten, ich den rußigen Schmied — dafür ist gesorgt — der kommt nimmer zum Stelldichein!“

„Otto, wo ist er — wo weilt er?“

„Für ihn ist gesorgt — längst trägt ihn ein leckes Boot hinaus auf das offene Meer!“

Das junge Mädchen sank jammernd auf die kleine Holzbank. Don Guzmann lauschte. In der Stadt erhob sich wildes Geschrei — bis hierher in den stillen Garten vernahm man streitende Stimmen.

„Sie sind bei der Arbeit!“ murmelte er, „meine Jungen haben flinke Füße! Aber nun komm, mein Täubchen, damit ich Dich in Sicherheit bringe!“

Und ohne sich an Helgas Angstrufe zu kehren, nahm er die leichte Mädchengestalt auf den Arm und eilte mit ihr durch eine Seitengasse nach einem seitwärts gelegenen Thore; dem sogenannten Bauthor. Hier lag seit Stunden ein Boot für ihn bereit.

„Schnell, stecht in See!“ befahl er und dahin flog das Boot, während die Wellen sich gurgelnd am Uferrand brachen. Helga lag, die Sinne durch eine gnädige Ohnmacht verhüllt, im Arm des Spaniers — da — leuchtete es grellrot über das dunkele Wasser, mehrere Häuser flammten gleich weithin strahlenden Fackeln auf, während ein großer Haufe Bewaffneter zum Ufer eilte.

Laut wimmerte ihnen die Sturmglocke nach, die Männer sprangen in bereitstehende Boote und ehe die nachsetzenden Bürger dies verhindern konnten, schwammen sie schon auf dem Bodden, ihrem sicheren Schiffe zu.

„Verrat! Verrat! Feuer! Räuber!“ gellte es wild durcheinander. Da segelte das Schiff so nahe als möglich ans Land. Auf dem Reiling ward eine schwarze Gestalt sichtbar, hinter der, wie durch Zaubermacht Fackelträger erstanden und eine mächtige Stimme rief laut, sodaß sie den Lärm in der Stadt und das Branden der Wellen übertönte:

„Ich grüße Dich, Bürgermeister von Kammin, ich, der Claus Störtebeck, nehme Deine besten Schätze mit mir. — Hier, sieh her.“

Eine weiße Gestalt lag in des Seeräubers Armen.

„Helga — meine Helga. Wer rettet mein Kind!“

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Vom Winde geschwellt blähten sich die Segel und dahin, so schnell wie es gekommen, verschwand das Fahrzeug im Dunkel der Nacht. Störtebeck hatte seinen Raubzug beendet.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Auf der Insel Usedom, dort, wo jetzt Heringsdorf mit seinen eleganten Villen und vornehmen Hotels aus dem grünen Buchenwald hervorleuchtet, dort lag zu jener Zeit, dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts, nur ein dichter Wald, den große, weite Moorstrecken durchquerten. Wilde Tiere, Füchse und Wölfe, fanden hier eine sichere Zufluchtsstätte und so hatten auch die Wölfe unter den Menschen, die Seeräuber, hier einen sichern Schlupfwinkel gefunden. Claus Störtebeck war direkt von Kammin hierher gesegelt. Von einem günstigen Winde getragen, lief sein Schiff, wohlbehalten durch Klippen steuernd, in den versteckt hinter Felsen liegenden Hafen ein.

Gestrüpp und Dornenhag verbargen den Eingang einer tief in die Felsen hineinragenden Höhle. In dieser fand Helga Petersdorf das Bewußtsein wieder. Sie ruhte auf einem Lager von weichen Fellen. Mattes, rotes Licht erhellte den ziemlich wohnlich eingerichteten Raum, dessen Wände mit kostbaren, doch vom Moder zerfressenen türkischen Teppichen behangen waren. Von der Decke hing an einer eisernen Kette ein Lampe herab. Helga war allein. Verwundert richtete sie sich empor und ein fast irrer Blick streifte ihre Umgebung.

„Wo bin ich? Hier ist mir so fremd, so seltsam — Muhme Ursula — Vater!“ rief sie, über ihre noch schlaftrunkenen Augen streichend; doch Niemand erschien auf ihr wiederholtes banges Rufen.

Plötzlich vernahm das junge Mädchen eine Stimme: „Heda, Ihr Tagediebe, noch nicht an der Arbeit!“ schallte es zornig zu der Einsamen hin, und mit einem Male erkannte Helga die Stimme, wußte sie, was mit ihr geschehen.

„Don Guzmann, der Schreckliche!“ lispelte sie, sich entfärbend. Da bewegte sich der türkische Vorhang und herein

schaute das gerötete Antlitz Don Guzmanns: „Ah, Täubchen, endlich erwacht, schöne Maid?" rief er sichtlich erfreut.

Helga sprang empor und ehe der Eintretende ahnte, was geschah, lag das junge Mädchen ihm weinend und flehend zu Füßen.

„Laßt mich heim! Laßt mich heimgehen. Don Guzmann erbarmt Euch meiner Angst."

Doch dieser lachte ihr frech ins Angesicht.

„Ah, Schätzchen, Don Guzmann lasse bei Seite, dies ist nicht mein Name. Ich bin — ja höre und staune, ich bin Claus Störtebeck, der Seeräuber!"

„Gott, meine Ahnung — meine Ahnung!" lispelte Helga, zusammensinkend. Claus Störtebeck faßte ihre Hand, aber wie von einem Schlangenleib berührt, schnellte Helga jetzt empor.

„Rühr' mich nicht an, Bösewicht, rühr mich nicht an!" schrie sie, atemlos vor Angst und Abscheu. „Ja nun erkenne ich Dich — aber laß Dich erbitten, führe mich heim nach Kammin und ein reiches Lösegeld ist Dir gewiß!"

„Wer sagt, daß ich ein Lösegeld begehre? Dich — Dich allein, Du schöne, weiße Taube will ich mein nennen. Dein Auge soll mir in Liebe erstrahlen, Deine zarten Hände sollen mir die Falten von der Stirn glätten nach des Tages Last und Mühe, Deine süße Stimme soll mich in Schlummer singen, wenn böse Gedanken mein Hirn umnebeln!"

Helga hatte entgeistert, zu einem Marmorbild erbleichend, zugehört. Jetzt überkam sie der Mut der Verzweiflung. Mit einer Kraft, die Niemand dem zarten Weibe zugetraut, stieß sie Claus Störtebeck von sich und wollte an ihm vorüber das Freie gewinnen. „Ah, schaust Du so aus, flüchten willst Du, schöne Helga; dann giebt es noch Mittel und Wege, um solche Gelüste zu brechen!

Der Seeräuber nestelte an der Steinwand. Ein Geräusch wie sich aufwindender Ketten ward hörbar, und knarrend, krachend fiel ein eisernes Gitter von der Höhe der Höhle herab.

„So — dieser Käfig ist stark genug, um Dich zu halten, versuch es nur, Schätzchen. Deine zarten Finger können

diese Eisenstangen nicht biegen, aber sei klug, ich rate es Dir — sei klug. Zeige mir ein heiteres Gesicht, sei mein Liebchen, und jenes Gitter verschwindet und Du bist unsere Herrin, die schöne Räuberbraut!"

Helga verhüllte ihr Gesicht, sie schluchzte schmerzbewegt auf. Dann huschte ein ganz leises Lächeln über ihr schmerzverzogenes Gesicht, ein Gutes hatte das Eisengitter — so wie sie es von der Außenwelt abschloß, so trennte es auch das Opfer von seinem Peiniger.

„Wirst Dich wohl anders besinnen, schöne Helga!" höhnte Claus Störtebeck.

„Niemals — niemals — eher sterben!"

„Es stirbt sich nicht so leicht, schöne Taube. Der Hungertod thut weh. Ich lasse Dir Zeit, Dich zu besinnen!"

Der Seeräuber ging. Helga blieb allein. Verzweiflung erfaßte sie, sie wütete gegen sich selbst und schlug ihr Köpfchen an dem Eisengitter wund. Sie tobte — schrie, doch alles war umsonst. Niemand erschien auf ihr Schreien. Um sie her herrschte die unheimliche Ruhe eines verlassenen Friedhofes. Bald lehnte Helga abgespannt auf dem Ruhebett. sie dachte nach. Hier bleiben konnte sie nicht. Der Abscheu vor des Seeräubers Nähe steigerte sich von Minute zu Minute. „Otto, geliebter Otto — rette Du mich! Rette Deine Helga vor Schmach und Elend!" flüsterte sie, „ach, er ist todt. Der Bösewicht hat ihn ermordet! Nimmer dringt mein Hülferuf an sein Ohr!" klagte die Unglückliche.

Mehrere Male erschien Claus Störtebeck hinter dem Gitter, er fragte, ob Helga nun vernünftig geworden.

„Bis morgen früh gebe ich Dir Zeit zum Besinnen — dann —"

„Was dann?" fragte Helga, von Angst geschüttelt.

„Dann frage ich nicht mehr — sondern handele!"

Wieder war Helga allein. Auf dem kalten Fußboden hingestreckt, lag sie im heißen Gebet. Wund rang sie sich die zarten Hände — doch kein Engel erschien, kein Wunder geschah, sie aus der Gefangenschaft zu erlösen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Für Helga brach eine entsetzliche Nacht herein. Hohl rauschte die Brandung, schaurig klagend heulte der Wind

über die aufgeregte See, dazwischen aber, und dies dünkte Helga schrecklicher als das Toben der Elemente, vernahm sie wilde, gotteslästerliche Flüche der Seeräuber. Würfel klapperten, Becher klirrten — doch allmählich ward es ruhiger, die Stimmen entfernten sich, und nun versuchte auch Helga einzuschlummern, aber immer wieder schreckte sie aus dem unruhigen Schlummer auf.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Der helle Strahl einer Laterne weckte Helga aus dem kurzen Schlummer, in den sie gegen Morgen aus Abspannung gefallen. Claus Störtebeck stand in einem dunkeln Lederkleide, zum Einschiffen bereit, vor ihr.

„Endlich, Dein Schlaf war fest —"

„O wäre ich hinüber geschlummert!" lispelte Helga.

Aus des Seeräubers Augen strahlte eine heiße Gluth; er neigte sich über die Ruhende.

„Komm, schöne Räuberbraut, küsse mich! Mich dürstet nach Deinem Kuß!" rief er; von Leidenschaft verblendet neigte er sich immer tiefer über Helga, schon fühlte sie seinen heißen Atem auf ihrer Wange wehen, da ersah sie den Knauf eines Dolches in seinem Gürtel. Schnell, wie ein Gedankenblitz, entriß sie ihm die Waffe.

„Ah — nun werde ich frei!" jubelte sie hell auf.

„Gieb den Dolch zurück — gieb her!" schrie Störtebeck wild.

Ein verzweifeltes Ringen begann, Helgas Gewandtheit hielt der überlegenen Kraft des Mannes das Gleichgewicht. Doch schon fühlte die Unglückliche, wie ihr Arm erlahmte, wie ihre Kraft schwand.

Jetzt galt es eine letzte Möglichkeit zu erspähen. Das eiserne Gitter war hinter Störtebeck nicht geschlossen, rasch ersah Helga einen günstigen Moment, und ehe der Räuber ahnte, was sie im Schilde führte, flog sie an ihm vorüber, dem Ausgang der Höhle zu.

„Verdammt, sie entwischt mir!" schrie der Räuber. Die fliehende Helga hatte soeben den freien Wald erreicht. Einen Augenblick hielt sie in ihrer Flucht inne — dort vor ihr, über der noch in tiefem Schatten liegenden See, ging in goldener Pracht die Sonne auf. Rosige, zarte Wolken

bedeckten den Himmel, und jetzt — jetzt zitterte der erste Sonnenstrahl, Wasser, Himmel und Erde erhellend, gleich einem goldenen Pfeil zu Helga hinüber. Aufatmend schaute sie in das helle, goldene Licht, doch dieser eine Augenblick genügte, um sie alsbald wieder in die Gewalt ihres Feindes zu bringen.

„Jetzt halte ich Dich — nun bist Du mein!“ schrie er triumphierend auf.

„Noch nicht — Sonne, leb wohl — Nacht, nimm mich auf!“ rief Helga, und ehe Störtebeck es verhindern konnte, stieß sie sich den Dolch tief in die Brust.

„Helga — Wahnsinnige — halt ein, halt ein!“ schrie der Erschrockene; da flog ein mildes Lächeln über des Mädchens Antlitz, sie sank zu Boden; doch ihr Auge hing fest, wie gebannt, an der aufsteigenden Sonne.

„Zu spät, Dein Dolch traf gut! Nun bin ich frei! Otto, ich komme, ich folge Dir — heilige Mutter Gottes, nimm meine Seele gnädig an! Otto — ich — blieb Dir — treu — rein gebe — ich meine Seele — dem Schöpfer — zurück —“

Dann noch ein letztes Aufzucken und die schöne Helga lag todt zu Störtebecks Füßen.

„Helga — stirb nicht — stirb nicht!“ schrie dieser verzweifelt auf, doch sein Opfer hörte ihn nicht mehr. Nur mechanisch bewegte sich die kleine Hand nach dem Herzen, aus dem rotes Blut hervordrang — es rieselte über Helgas weißes Kleid — es so mit roten Blutrosen schmückend.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Die Höhle des berüchtigten Seeräubers ist heute noch zu sehen; auch hat man viele, viele Jahre hindurch die Gestalt der unglücklichen Helga im weißen Kleide auf den Dünen zwischen Heringsdorf und Ahlbeck im ersten Morgengrauen wandeln sehen. Sobald der erste Sonnenstrahl die Gegend erleuchtete, sank die zarte Mädchengestalt zusammen. Zum letzten Male ward sie im Jahre 1820 gesehen, kurz ehe König Friedrich Wilhelm III. mit seinen Söhnen, dem nachmaligen König Friedrich Wilhelm IV. und unserm allgeliebten Kaiser Wilhelm I. die aufblühenden Fischerkolonien

an der Ostsee besuchte. Zu selber Zeit erhielt Heringsdorf durch Kronprinz Friedrich Wilhelm seinen jetzigen Namen. Landhäuser, Villen, Hotels entstanden und als dann die zierliche Kirche, zum großen Teil durch königliche Freigebigkeit erbaut ward, da verschwand die wehklagende Gestalt — denn die unglückliche Helga Petersdorf hatte nun ihre Ruhe gefunden.

V.

Der Baumfriedhof bei Misdroy.

Vor vielen, vielen Jahren, als noch heidnische Völker an den Ufern der Nord- und Ostsee wohnten, da lebte in der Gegend, wo das heutige Misdroy liegt, ein gewaltiger Seeräuber, mit Namen: Jan van der Düne.

Überall, wohin er sein Schiff, den „Sturmvogel", lenkte, verbreitete seine Ankunft Angst und Schrecken. Friedliche Küstenbewohner brandschatzte er, und gaben sie ihm ihr sauer verdientes Gut nicht freiwillig, so erschien er mit einer Hand voll Seeräuber und nahm, was ihm gefiel, ohne erst lange zu fragen.

Aus diesem Grunde war Jan überall gefürchtet. Außer dem „Sturmvogel", mit dem er alle Meere befuhr, besaß er noch zwei Unterschlupfe. Einer befand sich auf der Insel Rügen, unweit des Königsstuhles bei Stubbenkammer, den zweiten hatte er sich im Walde, nahe dem jetzigen Misdroy erkoren. Hierher kam selten ein Wanderer. Das Ufer, an dem die schaumgekrönten Wellen der Ostsee brandeten, ward ängstlich gemieden; denn allerlei abenteuerliche Gerüchte schreckten die Schiffer ab, hier zu landen.

Hier wurden noch immer Wodan Menschenopfer dargebracht und mancher Seemann, der, vom Sturm überrascht, an dieser Küste Schutz suchte, blieb auf Nimmerwiederkehr verschwunden.

Fromme Pilger versuchten das Heidenvolk zum heiligen Gottesglauben zu bekehren. Weither kamen die frommen Gottesmänner gezogen aus dem herrlichen Thüringerland, dort fand das Christentum schon früh seinen Eingang. Und ihre Mühe, ihre redliche Sorge um das himmlische Heil ihrer Mitbrüder ward von Erfolg gekrönt. Bald stürzte man die Heidenaltäre an der Ostsee und verehrte in den heiligen Hainen Gott den Schöpfer aller Dinge und Jesu Christ, seinen eingeborenen Sohn.

Nur dorthin, wo sich die bewaldeten Hügel an der Küste der Ostsee erhoben, dorthin drang der neue Glaube nicht, denn Jan van der Düne wehrte sich krampfhaft gegen das Vordringen des Evangeliums. Und seine Genossen, die Gefährten seiner kühnen Seefahrten und Strandräubereien, folgten seinem Beispiel.

Nun lebte zu Kammin, im Kloster des heiligen Johannes, ein frommer Streiter Gottes. Fast täglich gelangte Kunde von den Greuelthaten der beutegierigen Seeräuber zu seinen Ohren und deshalb beschloß der fromme Mönch, den stillen Frieden seines Klosters zu verlassen und hinüber über den Bodden zu segeln.

Zwischen dem Bodden und der Ostsee lagen weite Strecken Moorwiese. Gefährlich war es, diese zu überschreiten, nur ein schmaler, sicherer Pfad führte hindurch. Wer von diesem Pfad abwich, der versank unrettbar in dem weichen, schwarzen Moor. Jedoch alle diese Schrecknisse hielten den jungen Priester von seinem Unternehmen nicht ab.

Er entdeckte sich dem Abt von St. Johannis. Wohl erschrak dieser über das Vorhaben des Mönches, sich allein an jenen verrufenen Strand zu begeben, aber Pater Ludolfus blieb fest bei seinem einmal gefaßten Entschlusse.

Nach der Frühmesse berief Abt Servacius die Mönche nach dem Hochaltar. In schweigendem Ernst umstanden die düstern Mönchsgestalten Pater Ludolfus, der, in Andacht versunken, vor dem Allerheiligsten kniete.

Der Abt segnete ihn, der als Apostel der heiligen Glaubenslehre ausziehen wollte, ein. Zuletzt ergriff Abt

Servacius ein aus schneeigem Elfenbein geschnitztes Kruzifix und überreichte dieses dem Knieenden.

„Nimm hin, mein Sohn, das Zeichen unseres Glaubens, ziehe aus getrosten Mutes, die heilige Glaubenslehre zu predigen. Gott und der Heiland sind mit Dir. Unsichtbar umschweben sie Dich! Ziehe aus, dem heiligen Glauben neue Streiter zu gewinnen!“

Als nun der blonde Ludolfus im heiligen Gotteseifer Arme und Augen gen Himmel erhob und das Gelübde der Treue bis in den Tod ablegte, da blieb kein Auge thränenleer.

Bald hernach stand das Klosterschiffchen, bemannt mit zwei Knechten, am Ufer. Ludolfus nahm Platz. Mit seiner Linken hielt er das Kruzifix umklammert, mit der Rechten winkte er den Brüdern ein letztes Lebewohl. Hellglänzende Sonnenstrahlen beleuchteten dies schöne Bild, sie umwoben das Haupt des fortziehenden Mönches wie mit einer Strahlenkrone. Die Klosterknechte tauchten die Ruder ein, dahin schwamm das Boot.

Bald verhüllte sich die Sonne hinter Wolkenschleiern, kurze Windstöße fegten über die See, schaumgekrönte Wellen schossen empor und das Schiffchen schwebte bald hoch auf einem Wogenkamm, bald sank es tief hinab wie in einen Abgrund. Schwarzes Gewölk zog am Himmel herauf, aus dessen Schoß grelle Blitze hervorbrachen. Der sich steigernde Sturm heulte mit dem Donner um die Wette. Angst und Furcht erfaßten die Herzen der Klosterknechte; nur Pater Ludolfus blickte unentwegt und furchtlos in das Aufbrausen der Elemente. Jetzt stand das Unwetter über der See. Nur noch zitternd bewegten die Knechte die Ruder, sodaß das Schiffchen in einem tollen Wirbel auf den wild empörten Wogen dahin trieb.

„Rette uns, Pater Ludolfus, rette uns! Schon öffnen sich die Wogen, uns zu verschlingen!“

„O, Ihr Kleingläubigen, wißt Ihr nicht, daß Christus unser Herr den wildempörten Wassern Stillschweigen gebot, und trockenen Fußes über das Meer dahinschritt!“

„Hilf uns, wir versinken!“ flehten sie in ihrer Todesangst.

Da hob Pater Ludolfus das Bild des gekreuzigten

Heilandes zum grollenden Himmel auf und, o Wunder über Wunder, die Wasserwogen sänftigten sich, kein Blitz zerriß mehr das Firmament und der Donner schwieg.

Mit heiliger Scheu betrachteten die Klosterknechte den jungen Mönch, auf dessen Antlitz fromme Ergebung in Gottes Willen ausgeprägt lag.

Jetzt betete er.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Ueber die Moorwiesen wanderte ein einsamer Mann. Er kannte weder Weg noch Steg, doch sein Schutzengel war mit ihm und geleitete ihn sicher durch die Schrecken des schwarzen Moores, die, versteckt unter einer üppig grünen Wiesenfläche den harmlosen Wanderer anlocken, um ihn, sobald er dem lieblichen, grünen Schimmer traut, hinab zu ziehen in die unergründliche Tiefe. — —

Bald lag der bewaldete Strand der Ostsee vor Pater Ludolfus Blicken.

Auf den Wellen schaukelte sich der „Sturmvogel" und vom Ufer schwebten leichte, bläuliche Rauchwölkchen empor, ein Zeichen, daß Jan van der Düne daheim war.

„So treffe ich ihn! Gott stehe mir nun bei! Gieb meinen Worten Gewalt und Macht über sein trotzig Herz!"

Auf versteckten Waldwegen näherte sich der unerschrockene Pater dem Schlupfwinkel des Seeräubers.

Auf dem Wodanberg*), wo Jan einen Opferaltar für seinen Heidengott errichtet, begegnete der Mönch einigen Gefährten des Seeräubers. Mit frischem Grün bekränzten sie den Opferaltar, seitwärts standen schon die Opfertiere, geschmückt mit Kränzen und goldenen Zierraten.

Heiliger Zorn erfaßte den Mönch, als seine Augen dies Ärgernis sahen. Mit seinen Händen, die plötzlich eine übernatürliche Kraft durchströmte, stieß er die Opfersteine um und befreite die Opfertiere.

Sprachlos vor Staunen ließen ihn anfangs die Heiden gewähren, dann aber rotteten sie sich zusammen und auf ihn eindringend, schrieen sie wild:

„Wer bist Du, der es wagt, unsere Opfersteine zu zer-

*) jetzt Gosanberg.

brechen, zittre Mönch. Jan van der Düne wird Deinen Frevel nicht ungestraft dahingehen lassen!"

Doch anstatt Furcht zu zeigen, rief Ludolfus: „Ja, führt mich hin zu Euerem Gebieter, allein, um ihn zu treffen, kam ich hierher!"

„Du sollst ihn sehen, doch zittre, Dein Tod ist gewiß. Jan van der Düne läßt seine Götter nicht verspotten!"

Man versuchte dem kühnen Mönch die Hände zu binden, doch mit einer hoheitsvollen Bewegung wies er die hänfenen Fesseln zurück.

„Gutwillig folge ich Euch, binden lasse ich mich nicht!"

Und wirklich, zum Erstaunen der Seeräuber beschritt der Mönch als Erster den schmalen Pfad, der hinab nach der Bucht führte.

Dabei sprach er mit seinen Begleitern und ermahnte sie, die reine Gotteslehre anzunehmen und den Gräueln der Heiden abzuschwören; doch nur Gelächter, Schimpf und Hohn ward ihm als Antwort. Dies alles ertrug Ludolfus geduldig. Aus seinen blauen Augen leuchtete es voller heiliger Begeisterung, so schritt er leicht, als schwebte er, den ziemlich steilen Abhang hinab.

Am Strande hatte die See Dünensand angeschwemmt. Im Laufe der Jahrhunderte waren daraus hohe Berge entstanden, die wie ein Schutzwall die Ansiedelung des Seeräubers umgaben.

Jan van der Düne war von schlanker Gestalt, gewachsen wie die Tannen seines Heimatlandes. Er stand am Strand und schaute, die Augen mit der Hand bedeckend, dem seltsamen Zug entgegen, der von dem Wodansberg herabschritt.

„Ha — wen bringt Ihr mir da? Hab' lange keinen Langrock mit geschorenem Kopf gesehen!" spottete er dem Pater entgegen.

„Gott grüße Dich!" erwiderte dieser sanft.

„Was scheert mich solcher Gruß?" höhnte Jan aufs neue. „Sag, bringst Du mir eine Kunde? sonst geh, geh, ich mag die Kuttenleute nicht sehen!"

„Und dennoch komme ich zu Dir. Der liebe Heiland sendet mich, Dein hartes Herz zu erweichen und es dem heiligen Christenglauben zu öffnen!"

Inzwischen verbreitete sich die Kunde von dem, was oben auf dem Berge geschehen. Dunkle Zornesröte überzog Jans bärtiges Gesicht. Ungezügelte Leidenschaft leuchteten aus seinen Augen und ingrimmig sprang er auf den Pater zu. „Hund von einem Christen, wie wagst Du es, Deine Hand gegen meine Götter zu erheben. Wodan, der Mächtige, der Herrscher über Land und Meer, wird Dich verderben!"

„Dein Heidengott kann mir nichts anhaben, denn ich stehe hier im Namen des einzig wahren Gottes Himmels und der Erden!" entgegnete mild der Mönch.

„Dein Gott wäre mächtiger als Wodan, der Beherrscher der Welt?" spottete Jan. „Sieh, wie wenig Macht Dein Gott hat, mit diesem Schwert haue ich Dir Ohren und Hände ab und sende Dich so verstümmelt in Dein Kloster zurück! Dein Gott wird Dir nicht helfen können!"

„Rühre mich nicht an! Nicht um Meinetwillen, denn an meinem Leben ist mir wenig gelegen, sondern um Dein ewiges Heil nicht zu verscherzen. Gehe in Dich, schwöre die falschen Götter ab und kniee hier nieder, den Heiland anzubeten!"

Jan lachte übermütig auf.

„So gewiß, wie sich hier diese Sandberge nicht bewegen können, um mich, meine Gefährten, sowie jene hohen Bäume unter ihrem feinen Sand zu begraben, so gewiß werde ich niemals Deine Lehre annehmen. Wodan ist der höchste Gott, ihm allein gebührt die Ehre. Seit langer Zeit hat der Opferstein kein Menschenblut gesehen, heute Abend, sobald die Sonne im Westen sinkt, soll Dein Blut die Opfersteine röten! Auf, nehmt ihn gefangen!"

Von allen Seiten eilten Seeräuber herbei, diesen Befehl auszuführen, doch ehe des Ersten Hand ihn berühren konnte, kniete der Pater in den weichen Dünensand nieder, hob das Elfenbeinkreuz gen Himmel und rief mit starker, das Rauschen des Meeres übertönender Stimme:

„Herr! Herr! Hilf, Hilf mir! Zeige, daß Du der Herr bist über alle Welt!"

Bei des Paters Worten erhob sich ein heftiger Wirbelsturm. Weit über die See kam er daher geschnoben und

mit Blitzesschnelle bewegten sich die Sandhügel, die Luft verfinsterte sich. Sandwolken verdeckten das helle Licht der Sonne, die Erde erzitterte in ihren Grundvesten und als nach kurzen Minuten das Sonnenlicht siegreich durch die Sandwolken drang, da waren die Sandhügel von ihrer Stelle gewichen und unter ihnen lagen der Seeräuber mit seinen Gefährten und die hochgewachsenen Waldbäume begraben. Von letzteren ragten nur die hohen Laubwipfel hervor. Sie bezeichnen heute noch die Stelle, wo einst vor vielen hundert Jahren der gefürchtete Seeräuber Jan van der Düne sein schreckliches Ende gefunden.

Pater Ludolfus lebte noch lange Jahre im Kloster des heiligen Johannes zu Kammin. Von weit und breit strömte das Volk herbei, um sich von dem wunderthätigen Gottesmann taufen zu lassen.

VI.

Die Jungfrau vom Jordansee.

Ungefähr auf derselben Stelle, wo heute das gemütliche Forsthaus am Jordansee steht, dort stand vor mehr als sechs Jahrhunderten ein schloßähnliches Gebäude. Schon der Name Jordansee, von Gordinosee — d. h. Burgsee — herstammend, weist, ebenso wie viele alte Urkunden und Chroniken auf dieses Schloß hin. Nach heutigen Begriffen würde das Gebäude kaum den hochtönenden Namen „Schloß" verdienen, doch seine aus festen Quadern gefügten Steinmauern, sein dicker, oben in eine steinerne Gallerie auslaufender Turm — „Trotzer" genannt — beherrschten die Gegend. Der Besitzer dieses Schlosses ward, mit Recht, auf der ganzen Insel gefürchtet.

Der sandige Landstrich längs der Ostsee schmachtete noch in den Fesseln des Heidentums. Zwar war das Christentum durch fromme, gottgefällige Sendboten schon mehrere Male hierher getragen, doch sobald die Gottesmänner weiterzogen, dann fielen die kühnen Recken, die unerschrockenen Seeräuber, wieder in ihren Heidenglauben zurück.

Nicht Gesetz und Sitte, sondern das Faustrecht herrschte. Der Starke übte Gewalt gegen den Schwachen. So hielten es von Alters her die Besitzer der Gordinoburg und Swen, dessen Urväter aus Schweden eingewandert waren, wich

keine Handbreit von der Sitte, oder besser gesagt, Unsitte seiner Vorfahren ab.

Er sengte und brannte, fuhr auf seinem schmalkieligen Schnellsegler auf Raubzüge aus, von denen er stets mit reicher Beute beladen heimkehrte.

Seine Streifzüge gelangen ihm um so besser, weil damals der Jordansee noch mit der Ostsee durch eine Furt verbunden war. Vorgeschobene Sanddünen, auf denen Fichten und Kiefern, sowie niederes Strauchwerk lustig in die Höhe wuchsen, deckten den Eingang zur Furt so künstlich, daß nur Eingeweihte die schmale Wasserstraße von der See aus finden konnten. Swen lebte einsam, als Witwer. Sein Weib ruhte, nachdem es ihm eine Tochter geschenkt, unter dem grünen Rasen. Die Arme hatte wenig frohe Tage gekannt, da sie, zart und weichmütig, das Gewerbe ihres Gatten verabscheute. Besonders nach der Geburt der Tochter herrschte Unfrieden im Schloß. Swen hatte ihr dann, da sie ihm keinen Sohn und Erben geschenkt, nicht lange nachgetrauert. Selbst auf sein einzig Kind erstreckte sich sein blinder Haß. Niemals durfte Klein-Hertha ungerufen vor ihm erscheinen. Auch schreckte er oftmals das zarte Kind mit einem derben Fluch zurück. Niemals gönnte er ihr ein zärtliches Wort, niemals strahlte ihr das Vaterauge voller Liebe entgegen, und die kleine, zartempfindende Hertha sehnte sich doch so unaussprechlich heiß nach Vaterliebe und Vaterhuld, da sie einer Mutter liebreiche Sorge nicht gekannt.

Eines Tages, nachdem Swen, wie er es gewohnt, wieder wochenlang vom Schlosse entfernt gewesen, kehrte er reich mit Beute beladen heim, doch er kam nicht allein, ein junges Weib begleitete ihn. Stina nannte sich das kräftig gebaute, große, mit männlicher Kraft begabte, doch schöne Mädchen. Bei ihrem Anblick hatte Swen heiße Liebeslust durch seine Brust lodern gefühlt; so entführte er das Mädchen und nun lebte sie als Herrin und Gebieterin im Schloß am Gordinosee. Mit kraftvoller Hand führte sie das Hausregiment, doch begleitete sie Swen auch auf seinen Raubzügen. Sie focht wie ein Mann und verstand das mutigste Roß zu

tummeln. Nur eines verstand sie nicht — sich Herthas Liebe und Zuneigung zu gewinnen.

Angstvoll, schüchtern zog sich die Kleine vor dem Mannweib zurück und Stina haßte mit dem Instinkt des Bösen in Hertha das Gute und Edele.

Jahre vergingen. Hertha wuchs zu einer reizvollen Jungfrau heran. Lange, blonde, in der Sonne wie gesponnenes Gold glänzende Locken umrahmten ihr süßes Gesicht, aus dem blaue Augen fromm und keusch in die ihr fremde Welt schauten. Swen bemerkte es nicht, daß sein Kind in jungfräulicher Anmut aufblühte, sein Herz war mehr denn je, zufolge der Einflüsterungen Stinas, gegen seine Tochter erbittert.

Noch ein Schwestersohn des Seeräubers lebte im Schlosse, Sigurd mit Namen, ein echter Nordlandsrecke von Gestalt und Aussehen. Er begleitete seinen Ohm auf allen Raubzügen. Unerschrocken und tapfer vor dem Feinde, verstand er es, daheim durch Hinterlist und Verschlagenheit nicht nur Swens Zuneigung, sondern, was ungleich mehr wert war, Muhme Stina zu seinen Gunsten zu stimmen.

Sigurd war mit Hertha aufgewachsen, doch schon als Kind mochte Hertha ihren Vetter nicht leiden. Lieber spielte sie allein in ihrem lieben Wald, dessen grüne Arme bis dicht an die altersgrauen Mauern des Schlosses reichten. Jeden Strauch glaubte sie von einer Gottheit bewohnt, die Götter hatten ihren Sitz in den hohlen Stämmen der mächtigen Eichen, oder sie brausten in langem Heerzug über die weiten Moorniederungen hin, die jenseits des Sees sich bis zur Mündung der Dievenow hinzogen, doch am liebsten ruderte sie sich nach der kleinen Insel, die mitten im Gordinosee lag. Dort war es so still, so traulich, dort lauschte Hertha dem Gesang der Waldvögel oder schaute dem Spiel lustiger Falter zu, die im Sonnengold über dem leise atmenden See dahingaukelten.

Aber auch später, als sich das Kind zur Jungfrau gewandelt, blieb Hertha, die gegen alle Menschen liebgesinnt war, gegen Sigurd kalt und verschlossen. Diese unnahbare Kälte reizte den jungen Recken und er verliebte sich, seinem

zur Heftigkeit neigenden Charakter gemäß, leidenschaftlich in die Jungfrau.

— — — — — — — — — — — — — — — —

„Ohm, ich liebe Deine Tochter, gieb sie mir zum Weib!" Mit diesen Worten trat Sigurd eines Tages vor seinen Oheim, der mit seinen Raubgenossen und Knechten beim leckern Mahle saß. Die mit Met gefüllten Hörner kreisten an der Tafelrunde, die Gesichter glühten, auch Swens graue, von buschigen Brauen überschatteten Augen funkelten im feuchten Glanz. Dröhnend schlug er mit der Faust auf den eichenen Tisch.

„Holloh — schaust Du da heraus! Aber Junge, das blasse, zerbrechliche Ding gefällt mir nicht zu Deinem Weibe!"

„Aber mir, Oheim, gefällt Hertha. Ich liebe sie, deshalb gieb sie mir zur Gemahlin!"

„Ruft meine Tochter herbei!" gebot Swen. „Was meinst Du, Stina — wie gefällt Dir der Freier?"

Stina lächelte. Sie kannte Herthas Abneigung gegen Sigurd, hatte aber dennoch die Leidenschaft des jungen Mannes zu hellen Flammen entfacht.

Hertha erschien. Gesenkten Hauptes überschritt sie die Thürschwelle und seltsam, wie ein überirdisches Wesen wirkte ihre Erscheinung auf die vom Met erhitzten Gemüter. Mit einem Schlage schwiegen die wilden Reden und Stille wie in einem Gotteshause herrschte im Saal. Nur Swen schien davon nichts zu empfinden. Kalt, gleichgiltig schaute er seiner lieblichen Tochter entgegen.

„Tritt näher!" rief er heftig aus, als Hertha dicht neben der Thür stehen blieb. Angsterfüllt überflog ihr Blick die Tafelrunde, umsonst, jetzt begegnete er teilnahmslosen Gesichtern; jener erste Eindruck war so schnell vergangen, wie er gekommen. Da fiel Herthas Blick auf Sigurd, der bei ihrem Eintritt aufgesprungen war. Mit der linken Hand stützte er sich auf die Rücklehne seines Sessels, mit der Rechten führte er ein gefülltes Trinkhorn zum Munde; aber kein Tropfen netzte seine Lippen, starr, unbeweglich, in Herthas Anblick versunken, stand er dort, nur seine funkelnden Augen sprachen, sie redeten eine

glühende Sprache zu der Jungfrau, die, davon schreckhaft berührt, die Blicke zu Boden schlug.

Langsam schritt sie näher. Hertha trug ein lang nachschleppendes, lichtblaues Gewand, dessen einziger Schmuck außer einem Strauß wilder Maiblumen, ein Spange bildete, die das eigenartig gefaltete Gewand auf der Schulter zusammenhielt.

„Schaut die Dirne an," höhnte Swen, „sieht sie nicht aus, als sollte sie zum Opferaltar geschleppt werden. Gutes habe ich Dir mitzuteilen! Eine hohe Ehre ist Dir wiederfahren, hier Sigurd, der tapfere Held, hat Dich zu seinem Weibe begehrt!"

Swen hielt inne, als wollte er sich an dem Eindruck seiner Worte weiden. Hertha erbleichte zu Schnee. Ein heftiges Zittern flog durch die knospende Gestalt, ihr Blick erlöschte und sie schwankte wie ein Rohr, dessen schlanker Stengel vom Winde bewegt wird. Bald bekämpfte sie ihre Schwäche.

„Vater!" bat sie leise, „erlaube mir zu antworten!"

„Weshalb, noch stets haben die Eltern den Gatten der Tochter gewählt, ich kenne Sigurd, er besitzt alle die Eigenschaften, die ich am Manne schätze, also —"

„Vater, geliebter Vater, höre mich an, ich liebe ihn nicht, kann ihn nimmer lieben!"

Swens Antlitz verfinsterte sich.

„Seht einmal die Dirne! Sie liebt ihn nicht — kann ihn nimmer lieben — hahaha — und um solcher Thorheit willen soll ich einen Tochtermann wie Sigurd abweisen?"

Hertha atmetete tief auf, dann aber hob sie entschlossen ihr Köpfchen und schritt dicht zu ihrem Vater hin. Dieser staunte, noch nie hatte die schüchterne Tochter gewagt, ihm zu widersprechen. Jetzt sank sie neben ihm in ihre Kniee: „Vater, nur dies eine Mal, bitte, erhöre mein Flehn, sei mild, Vater, nimm den Befehl zurück — — ich kann, kann Sigurd nicht als Ehegemahl folgen!"

„Kannst nicht? Schweig, kein Wort des Widerspruchs will ich mehr hören. Noch nie zeigte ich Dir den Gebieter. Ich war zu nachsichtig. Keine Tochter dieses Hauses hat sich je geweigert, den vom Vater erkorenen Gatten anzu-

nehmen!" rief Swen zorneswütend aus. Er sprang empor und stand nun mit erhobener Rechten vor Hertha, die, ohne sich zu regen, auf ihren Knieen liegen blieb.

„Swen, ich bitte Dich, mäßige Dich!" rief Stina, dem Wütenden in die Arme fallend, „keine Gewalt; noch giebt es andere Mittel, um unfolgsame Kinder zum Gehorsam zu zwingen!" fügte sie, langsam jedes Wort betonend, hinzu.

„Du hast Recht, Stina — aber schaffe sie mir aus den Augen, sonst —" der grollende Ton seiner Stimme zeigte seine innere Aufregung deutlich an.

„Lasse mich nur machen, ich bürge Dir, in einigen Tagen sehnt sich Hertha, des Sigurd Weib zu werden!"

„Hoffst Du, dann zolle ich Deiner Klugheit Beifall!" rief Swen. Gleichmütig schaute er dann zu, wie Stina die Knieende emporhob. Hertha kämpfte mit einer Ohnmacht. Widerstandslos hing sie in den Armen der starken Frau, die ohne jegliches Mitleidsgefühl das zarte Mädchen aus dem Saale trug. Niemand fragte wohin? Swen und seine Genossen zechten unbekümmert weiter, nur Sigurd schaute erwartungsvoll nach der Pforte, hinter der Stina und ihr Opfer verschwunden.

Bald kehrte diese zurück: „Hertha ist gut aufgehoben!" erwiderte sie mit häßlichem Lächeln auf Sigurds stumme Frage.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Frostschauer durchzitterten Herthas zarte Gestalt. Sie erwachte, hob das Köpfchen verwundert empor: „Wo bin ich? Ist es schon dunkele Nacht?" flüsterte sie nachdenklich. Da traf ihre tastende Hand auf feuchtes, kaltes Mauerwerk — ein Schrei löste sich von ihren Lippen.

„Gertrud — Emilgard!" rief sie angstvoll — doch niemand antwortete ihr. Stille, unheimliche Stille und dichte Finsternis umgab die Einsame.

„Wo bin ich? Wo —" Die Frage erstarb ihr auf den Lippen; die zuletzt erlebte Szene stand ihr mit erschreckender Deutlichkeit vor der Seele. Hertha preßte die Hände vor das Gesicht.

„Gefangen, eingeschlossen!" stöhnte sie auf. „Stina hat

mich nach dem unterirdischen Gewölbe gebracht! So will sie mich zum Gehorsam zwingen!"

Matt, zitternd lehnte Hertha an der kalten, feuchten Wand. Plötzlich sprang sie empor, das sonst so weiche Mädchen fühlte eine Festigkeit des Willens in sich emporwachsen.

„Nimmermehr!" rief sie, daß es laut von den Steinwänden ihres Gefängnisses wiederhallte, „nimmermehr reiche ich Sigurd meine Hand, ich verabscheue den Räuber, ich fürchte seine Nähe. Und sollte ich sterben müssen, lieber tot, als sein Weib," lispelte sie — leise — langsamer. Die aufflammende Heftigkeit schwand, Hertha fühlte, wie sich ein schwerer Druck auf ihr Haupt legte, eine eigene Mattigkeit überkam sie, ihr Haupt sank herab — der Schlummergott träufelte ihr Mohnkörner in die Augen und bald verkündeten tiefe, regelmäßige Atemzüge, daß Hertha eingeschlummert war.

Ein Traum, wonnig und lieblich, senkte sich auf die arme Gefangene herab. Nicht Kerkermauern mehr umgaben sie — nein, sie schritt durch ihren geliebten Wald. Über ihr auf den Zweigen wiegten sich goldglänzende Vögel und liebliche Töne entquollen den Kehlen dieser gefiederten Sänger. Hertha lauschte — und merkwürdig, sie verstand, was die Vögel sangen. „Komm, Hertha, folge mir nach!" sang der große, goldgelbe Vogel. Das junge Mädchen mußte, ob sie wollte oder nicht, dem voranfliegenden Vogel folgen.

Weit, weit durch den Wald, der sich an beiden Seiten in unabsehbarer Länge ausbreitete, wanderte sie, immer ihrem gefiederten Führer folgend. Dabei fühlte sie keine Müdigkeit, ihr war, als schwebte sie, einem Vogel gleich, durch die Luft. Plötzlich ließ sich der goldgelbe Vogel auf einem Zweige nieder und Hertha bemerkte, daß sie nun dicht vor einem großen Portal stand, das mit blaustählernen Wappenschildern geschmückt war.

„Klopfe an!" ermahnte der Vogel. Hertha that, wie ihr geheißen und siehe da, die hohen Flügelthüren flogen vor ihr auf.

„Tritt ein!" gebot der Vogel zum andern Male.

Wieder gehorchte sie; da stockte ihr Fuß, wie festgebannt blieb sie stehen.

Wohin hatte der Vogel sie geleitet?

Wenige Schritte vor ihr lag ein hochgetürmtes Gebäude. Hohe Spitzbogenfenster zierten es und über einer weit geöffneten Thür war ein marmornes Standbild aufgestellt, welches segnend seine Hände über die Eintretende ausbreitete. Feierliche Glockentöne klangen vom Turm herab, so mild, so herzbewegend, daß Hertha, fast ohne es zu wollen, über des Hauses Schwelle schritt. Ein imposanter, durch Säulen getragener Raum nahm sie auf. Rechts und links vom Mittelweg standen kunstvoll geschnitzte Stühle, in denen Männer und Frauen knieten, die alle andachtsvoll auf die Worte lauschten, die ein ehrwürdiger, in lange, schwarze Gewänder gekleideter Greis zu ihnen redete.

Am Ende des Saales, in einer Rotunde, stand ein großes Bild; auf diesem war eine gekreuzigte Mannesgestalt abgebildet. Hertha blieb stehen, sie vermochte nicht den Blick von dieser rührenden Gestalt abzuwenden. Tiefer, immer tiefer verlor sich ihr Blick in das seelenvolle Auge des Gekreuzigten, die Hertha zuzurufen schienen: „Kommet her zu mir alle, die Ihr beladen seid, kommet her, ich will Euch erquicken!“

Unwillkürlich sank Hertha in ihre Knie, sie hob die Hände zu dem Bilde auf: „Dir will ich folgen, komm, führe Du mich!“ lispelte sie. Da fühlte sie sich an der Hand gefaßt, sie blickte auf und sah eine weibliche Gestalt vor sich stehen.

„Wer bist Du?“ fragte Hertha, der das Gesicht des Weibes vertraut und bekannt erschien.

„Kennst Du mich nicht, ich bin Deine Mutter!“ flüsterte das Weib, liebevoll die heißen Wangen des Mädchens streichelnd.

„Mutter, meine Mutter, endlich sehe ich Dich!“ rief Hertha selig erschauernd aus. „Endlich sehe ich Dich! Endlich!“

„Immer war ich bei Dir, mein Kind, nur konnten Deine irdischen Augen mich nicht sehen. Nur heute darf ich Dich sehen um Dir zu raten, Dich zu trösten!“

„O Mutter, Dein Kind ist unglücklich. Man will mich

zwingen, ein verhaßtes Ehebündnis einzugehen. Rette mich, Mutter, rette mich —"

„Gott wird Dir helfen —"

„Wer ist Gott? Ist es jener Gekreuzigte?"

„Nein, dies ist Gottes Sohn, der herab zur Erde stieg, die armen Menschen von Sündenschuld zu erlösen. Fürchte Dich nicht, schon sind die Sendboten unterwegs, die Dir das heilige Licht bringen. Sage Dich los vom Heidentum, wie ich es gethan, dann sehen wir uns wieder in Gottes Herrlichkeit an seinem Thron. Leb wohl, Hertha, leb wohl — einst sehe ich Dich wieder!"

„Bleib bei mir, ich fürchte mich!" rief Hertha; sie versuchte die Gestalt festzuhalten — umsonst, die Halle sank zusammen, der säulengetragene Bau verschwand, zuletzt erblickte Hertha nur noch das Bild des Heilandes, dessen Blicke voll Milde und Erbarmen auf ihr ruhten.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Hertha erwachte, die im Traum erschaute Herrlichkeit war verschwunden, tiefe Finsternis umgab wieder die Einsame. Da plötzlich bemerkte sie an der gegenüberliegenden Wand einen hellen Schein; der sich unruhig bewegte, bald heller ward und bald verschwand. Betroffen schaute Hertha auf — woher sollte so tief unter der Erde ein Lichtstrahl kommen?

Gestärkt durch den Traum erhob sie sich und rief beherzt aus: „Ich will untersuchen, woher der schwache Lichtschimmer kommt. Mutter, meine Mutter, bist Du mir nahe und zeigst Du mir einen Ausweg aus diesem Gefängnis?"

Sie schritt auf den hellen Schein zu; seltsam, ihre tastende Hand traf auf kein Mauerwerk. Weiter, immer weiter schritt sie dem Scheine, der sich vergrößerte und erhellte, entgegen. Plötzlich fühlte sie, wie frische Luft ihr um die Schläfe wehte. Mit Entzücken atmete Hertha die reine Luft ein, immer hastiger eilte sie der hellen Stelle entgegen. Da — ihren Lippen entrang sich ein Schrei — plötzlich sah sie im Dämmerschein des Morgens ragende Wipfel und Strauchwerk, sie sah den im Morgenrot erglühenden Himmel, von dem noch einzelne Sternlein matt blinkend herabglitzerten — dann lauschte sie? Irrte sie sich

nicht, so vernahm sie das melodische Rauschen und taktmäßige Anschlagen der Wellen am Uferrand. Rasch überstieg sie die Steintrümmer, die zur halben Höhe den Gang ausfüllten, durchbrach ein dichtes Dornengebüsch und stand nun, das Herz von Wonne geschwellt, unter grünen Bäumen.

Staunend blickte sie sich um, wohin führte der unterirdische Gang, den sie durchwandert, den niemand im Schlosse zu kennen schien?

Da flogen die ersten Sonnenstrahlen am Himmel entlang; vor ihrer sieghaften Macht entwichen die grauen Dämmerschatten, und Hertha erkannte mit Staunen, daß sie sich dicht am Gordinosee befand, vor ihr, wenig Schritte entfernt, schaukelte sich ihr Boot auf dem vom Morgenwind leise bewegten Wellen und dort lag die kleine Insel, auf der sie manchen Sommertag verträumt.

Von ihren Gefühlen überwältigt fiel Hertha angesichts der Sees in ihre Knie.

„Mutter, geliebte Mutter, dies ist Dein Werk, Du ließest mich diesen Ausweg aus Nacht und Finsternis finden. Aber was soll ich thun, soll ich zurückkehren in das finstere Gefängnis — soll ich fliehen? Wohin — wohin sollte ich fliehen?“ fragte sie sich angstvoll.

Hertha kannte auf Gottes weiter Welt keinen Menschen, der ihr hilfreich die Hand bieten würde. Sie überlegte. Dann war es ihr, als vernähme sie die Stimme ihrer Mutter: „Kehr um! Kehr um!“ lispelten die Bäume, flüsterten die Wellen. „Ich gehorche Euch! Lebe wohl, goldenes Sonnenlicht — lebt wohl Wald und See —“ rief sie; dann verschwand Hertha wieder in dem dunkeln Gange.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ob Tage, Stunden oder Minuten verflossen waren, Hertha wußte es nicht. Plötzlich stand Stina vor ihrer Gefangenen.

„Folge mir!“ herrschte sie dem Mädchen zu.

Unter Herzklopfen folgte Hertha der bösen Stina. „Wäre ich geflohen, nun schleppt mich das böse Weib dem verhaßten Sigurd in die Arme.“ Doch Hertha irrte sich.

„Schmücke Dich. Boten aus Wollin und Kammin sind

angelangt. In zwei Stunden kommen Abgesandte des Bischofs aus Wollin, sie verlangen Swen zu sprechen."

Hertha staunte, waren dies schon die Sendboten des Heilandes, die ihr heute Nacht im Traum die Mutter verkündet?

Hastig kleidete sie sich an. Schneeig weiße Gewänder, mit einem Purpursaum geschmückt, umhüllten das schöne Mädchen. Tief hinab flutete ihr prachtvolles Goldhaar über den Rücken, fast bis zum Saum des Gewandes reichend. Keines Schmuckes bedurfte das liebliche Wesen, Anmut und Liebreiz schmückten sie und unvergängliche Schönheit sprach aus ihren seelenvollen blauen Augen.

Sigurds Blicke hingen voll Verlangen an dem herrlichen Frauenbild, doch zu Herthas Überraschung hielt er sich fern von ihr und quälte sie heute nicht mit den Beteuerungen seiner Liebe und Leidenschaft.

Nachdem Swens Haushalt mitsamt den Knechten und Mägden versammelt war, traten die Sendlinge des Bischofs in den Saal ein. Voran ein ehrwürdiger Mann, dessen Hände ein Kreuz trugen. Ihm folgten mehrere Mönche. Ganz zuletzt schritt ein Jüngling. Sein Lockenhaar zeigte nicht die Tonsur der Mönche, obgleich ein klösterliches Kleid seine schlanke Gestalt umhüllte — ein härener Strick hielt die graue Kutte zusammen.

Lautlos schritten die fremden Männer durch den Saal, vor Swen blieb der greise Mönch stehen.

„Swen," begann er mit milder Stimme, „der heilige Bischof Otto von Wollin sendet uns, Dich zu ermahnen, Deine heidnischen Greuel zu lassen und den Christenglauben für Dich und Dein Haus anzunehmen. Deine blutigen Thaten schreien gen Himmel, deshalb gehe in Dich und thue Buße, so lange es noch Zeit ist. Denn die Tage und Stunden fliehen und ehe wir es gedacht, naht uns der Tod. Er mäht die Menschen dahin, wie der Schnitter junges Gras auf der Weide!"

Swens Antlitz rötete sich, Verdruß und Zorn sprachen aus seinen Mienen, doch noch beherrschte er sich und schwieg.

„Wieder hast Du fromme Christenleute überfallen, sie

ihres Lebens bedroht, Frauen und Kinder getötet. Solcher Greuel darf nicht länger auf unserer guten Insel geschehen — komm, schwöre mir —"

„Ich Dir schwören, ha — wie darfst Du es wagen, mir solch vermessene Worte ins Antlitz zu schleudern, mir, Swen, auf dessen Grund und Boden Du stehst!"

„Unser aller Leben steht in Gottes Hand. Ohne seinen Willen krümmst Du uns kein Haar und sollen wir nach seinem Ratschluß hier unser Ende finden, so komme jeder Tropfen des unschuldig vergossenen Blutes über Dich und Du, o Weib," hier wandte sich der Mönch an Stina, „Du solltest Deinem Herren gut zusprechen, solltest ihm die Wege zum Himmel ebenen!"

„Ich — o ich will nichts wissen von Eurem Himmel. Ich brauche Euren Gott nicht! Ich bin stark, sieh her, meine Hand zersplittert dies Stück Holz, und der Starke ist sein eigener Gott!"

„Vermessenes, trotziges Weib, halt ein, schweig still. Ehe der Mond sich neut wirst Du voller Verzweiflung Gott suchen und nicht finden!"

Stina lachte laut auf. Des Gottesmannes Worte erbitterten ihr Herz, anstatt ihren harten Sinn zu erweichen. „Wahre Deine Zunge, Mönch, damit ihr kein Wort entfliegt, das mir mißfällt!" drohte sie, „sonst sende ich Dich und Deine Begleiter einen Weg, von dem niemand zurückkehrt!"

„Du droheſt mir, wohlan, so höre Swen und Du unheilig Weib mein letztes Wort. Bischof Otto läßt Euch und alle hier Versammelten in Acht und Bann erklären. Ihr seid vogelfrei! Ihr seid in die Hand des geringsten Knechtes gegeben, Euer Leben ist verwirkt!" rief der Mönch mit weithin klingender Stimme.

Zitternd umstanden die Hausgenossen ihren Gebieter, der starr vor sich hinschaute. Totenstille herrschte im Saal — da bog sich Stina zu Swen hinüber und seine zur Faust geballte Hand berührend, sprach sie voll schneidenden Spottes: „Mann, ich, ein Weib, erzittere nicht und Du —"

„Auch ich fürchte die Worte jenes Pfaffen nicht! Also vogelfrei bin ich erklärt? Gut, jetzt will ich Euch meine

Antwort auf des Bischofs Worte geben. Heda, Sigurd, nimm einige Männer, binde die Kuttenleute und dann hinab mit ihnen nach dem See, dort versenkt sie, wo er am tiefsten ist. Rasch — vollzieht meine Befehle!" gebot Swen.

Nach kurzer Gegenwehr waren die christlichen Sendboten gebunden und geknebelt. Keine Klage entfloh ihren Lippen, sondern ein Lied zur Ehre Gottes anstimmend, fielen sie auf ihre Knie und hoben nur die gefesselten Hände anklagend gen Himmel auf.

„Nun, was sagst Du nun, Du Streiter Gottes — wer ist stärker, ich oder Du?" höhnte Swen.

„Heute hast Du uns obgesiegt, doch Dein Geschick ereilt Dich — Dich und dies Weib. Ein schrecklich Ende steht Euch bevor. Dies Schloß wird der Erde gleichgemacht, kein Stein der Gordinoburg bleibt auf dem andern stehen. Wenig Jahre, und niemand kennt die Stätte mehr, wo Ihr gehauset. Versunken, vergessen werdet Ihr sein — doch das Christentum, welches Ihr schmähet, wird überall hier am Seegestade einziehen. Aus dem grünen Walde werden friedliche Gotteshäuser herniederschauen und fromme Beter werden zu ihnen wallen, ihrem Gott zu danken und ihn anzubeten!"

Bei den letzten Worten des Mönches stieg ungebändigter Zorn in Swens Seele empor; er sprang von seinem Sitz, riß den Dolch aus der Scheide und stieß ihn dem Sprecher tief in die Brust, röchelnd sank der Mönch in die Knie. —

Während dieser schauervollen Szene lehnte Hertha in ihrem Sessel. Sie glich einem Marmorbild, stumm und regungslos saß das schöne Mädchen dort. Kein Schrei, kein Laut entfloh ihren Lippen, sie sah nicht, was um sie her geschah, wie weltentrückt ruhte ihr Blick auf dem schönen Antlitz des blondlockigen Jünglings. Aber auch dessen Augen wurzelten fest in der holden Jungfrau Augen.

Selbstvergessend sahen diese beiden edelschönen Gestalten nur sich — wohl drangen Worte zu ihnen hin, doch sie achteten sie nicht; beider Seelen lagen in ihren Blicken, die sich nicht lassen konnten und wollten.

Nur zuletzt, als auch seine Hände von Sigurd mit den

hänfenen Fesseln umschnürt wurden, da entfloh ein leiser Seufzer der Jungfrau Brust; sie wollte emporspringen, doch Sigurds Hand hielt sie zurück. „Du bleibst, mische Dich nicht in Männersache!“ raunte er ihr zu, und gelähmt von dem Blick, der diese Worte begleitete, lag Hertha halb betäubt im Sessel. Da geschah das Entsetzliche — Swen mordete den Mönch. Von Entsetzen ergriffen sprangen die Anwesenden von ihren Plätzen auf, auch Hertha erhob sich. Wie mit Zaubergewalt zog es sie hin zu dem blonden Christen

Doch noch ein zweites Augenpaar hatte mit Wohlgefallen den schönen Jüngling betrachtet. Stina hatte ihn bemerkt, jetzt flog sie wie ein Wirbelwind auf ihn zu und die allgemeine Verwirrung benutzend, zog sie den Jüngling aus dem Saal. Niemand bemerkte dessen Abwesenheit. Nur Hertha hatte die gewaltsamt Entführung bemerkt und ein noch nie empfundenes Gefühl loderte gleich einer brennenden Flamme in ihrem Innern auf.

„Nach, ihm nach, ich muß ihn retten oder mit ihm untergehen!“

— — — — — — — — — — — — — — — —

Die Nacht sank herab. Mit ihrem Sternenmantel deckte sie die Greuel zu, die der helle Tag gesehen. Ein üppiges Mahl vereinte die Bewohner des Schlosses, erst tief in der Nacht suchten Swen und seine Genossen taumelnd ihr Lager auf.

Im Schlosse verlöschten die Lichter; nur in Herthas Kammer brannte noch eine Lampe. Mit gerungenen Händen eilte sie auf und nieder, ihre Wangen glühten, ihre Lippen zuckten. „Ich muß ihn retten! Muß ihn retten!“ rief sie endlich aus, „ich weiß, Stina hat ihn nach dem unterirdischen Gewölbe gebracht. Sie sinnt Böses. O, geliebte Mutter, nun weiß ich, weshalb Du mir den unterirdischen Gang finden ließest, um ihn, den holden Jüngling, zu retten vor Schmach und Schmerz!

Hastig rüstete sich Hertha zum nächtlichen Gang; dann lauschte sie auf den Flur hinaus — alles war still.

„Sie schlafen und die Geister des Mets umnebeln ihre Sinne, jetzt oder nie kann ich ihn retten!“

Mutig stieg die sonst so schüchterne Hertha die Treppe hinab, öffnete das Hausthor und trat hinaus in die finstere Nacht.

Kein Stern glänzte am Firmament, dunkel war die Nacht. Schaurig heulte der Wind durch die alten Föhren und Eichen, er faßte die wehenden Gewänder und versuchte das zitternde Weib beiseite zu schleudern. Doch Hertha drang mutig durch Nacht und Graus. Ein neues Gefühl war in ihrem Busen erwacht, das sie stark und unempfindlich gegen die Gefahren, die ihr drohten, machte.

Mühsam erkämpfte sie sich den Weg hinab nach dem See, dann eilte sie im Schutz der hohen Bäume rascher vorwärts. Wohl stolperte sie über Steine und Baumwurzeln, doch weiter, weiter flog sie, dem Eingange des unterirdischen Ganges zu. Nun hatte sie gewonnenes Spiel. Eine Laterne hatte sie mitgenommen, bei deren Schein fand sie mühelos den Weg. Da — jetzt stand sie vor dem Jüngling — er schlief, seine Augen waren geschlossen.

Hertha neigte sich über den Schlummernden, tief, immer tiefer beugte sich das liebliche Mädchengesicht zu ihm hinab, und Sehnsucht, sowie der Wunsch, diese geschlossenen Augenlider aufzuküssen, stiegen in Herthas reiner Seele empor. Wohl schreckte sie zurück vor ihrem Beginnen, doch das Verlangen, ihn zu küssen, war stärker, als ihre mädchenhafte Scheu. Leise, leise wie ein herabgewehtes Blumenblatt, ruhten ihre Lippen eine Sekunde auf seinem Munde — da schrak sie zurück, der Schläfer bewegte sich, er öffnete die Augen und starrte voller Staunen zu Hertha hinüber.

„Engel, kommst Du mich zu befreien, mich hinüber in das bessere Jenseits zu geleiten? Heilige — Engel, ich folge Dir!“

„Du verkennst mich, Fremder, ich bin Hertha, die Tochter dieses Hauses!“

„Ah — die holde Jungfrau, jetzt erkenne ich Dich wieder; kommst Du, mich zum Tode zu führen, aus Deiner Hand ist er mir süß!“

Hertha errötete; dann flüsterte sie leise;

„Ich — will Dich retten, komm, folge mir!“

„Gerne, Dir folge ich — und sei es zum Tode!“

„Nicht zum Tode, zum Leben will ich Dich führen!"

Sanft von des Mädchens Hand geleitet, schritt der Jüngling, der wie von einem holden Traum umfangen an ihrer Seite ging, nach dem Ausgang der Höhle. Die Nacht war weiter vorgeschritten. Im Osten zeigten sich schon die ersten Vorläufer des kommenden Morgens. Hertha sah es.

„Eile Dich — ehe der Tag anbricht, mußt Du in Sicherheit und ich in meiner Kammer sein!"

Der Jüngling schaute sich forschend um.

„Wo sind wir?"

„Am See — hier liegt mein Nachen, steig ein, ich will Dich nach einem sicheren Asyl bringen!"

Ohne zu fragen stieg der Fremde ein. Wenig Ruderschläge genügten, um das leichte Boot hinüber nach der Insel zu bringen.

„Steig aus, folge mir!" befahl Hertha, nachdem sie ihr Boot angekettet. „Siehe, hier sucht Dich niemand. Auf dieser kleinen Insel bist Du sicher, halte Dich hier verborgen; sobald die Nacht herniedersinkt, kehre ich zu Dir zurück!"

„So willst Du mich verlassen? Flieht mein holder Engel?" fragte der Jüngling. „O sage mir, wie nennst Du Dich, damit ich Deinen Namen in meine Gebete einschließen kann!"

„Hertha nenne ich mich, und Du?" fügte sie lieblich errötend hinzu.

„Johannes heiße ich, mein Vater sandte mich ins Kloster für den Dienst des Herrn, doch noch bindet mich kein heiliges Gelübde, noch bin ich frei!"

Seltsam, die Worte schienen Hertha so inhaltschwer, sie antwortete nicht, sondern wandte sich langsam zum Gehen — da —

„Hertha! Hertha!" jubelte es von des Jünglings Lippen und „Johannes, Johannes," antwortete die Jungfrau.

Sie wußten nicht, wie es geschehen, plötzlich hielten sie sich umschlungen, Herz klopfte an Herz und Lippe senkte sich auf Lippe. Nur stammelnde Laute, halbverworrene

Worte flüsterten sie sich zu, da — ein leises Zwitschern ließ Hertha aus dem ersten Liebestraum erwachen.

„Die Lerche — die Lerche singt, der Tag naht, ich muß fort. Leb wohl Geliebter, sobald die Nachtigall ihr Lied ertönen läßt, dann kehre ich wieder!"

„Leb wohl Geliebte, ich zähle die Minuten bis ich Dich wieder in die Arme schließe. Hertha, meine süße Hertha!"

„Laß mich, der Tag erwacht!" flüsterte Hertha und riß sich aus den sie umschlingenden Armen des Jünglings. Der Nachen brachte sie ans Land. Dann eilte sie die Ausbuchtung des Sees entlang. Bald war die lichte Gestalt dem Nachschauenden entschwunden.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Ungesehen erreichte Hertha ihre Kammer. Wildes Schreien und Toben zeigte ihr später an, daß Stina die ihr unerklärliche Flucht des Jünglings bemerkt.

„Der böse Geist hat ihn entführt!" schrie Swen, „weshalb hast Du den Christen vor der gerechten Strafe schützen wollen! Sag, was galt Dir der blonde Fant?"

„Als Geisel sollte er mir dienen!" log Stina, „nun ist er verschwunden!"

Seltsamerweise fanden die, mit Fackeln hinab in das unterirdische Gewölbe eilenden Männer den Ausweg nach dem See nicht, das grelle Fackellicht verdrängte das matt hereinschimmernde Tageslicht.

Hertha zitterte vor der Entdeckung, doch der Tag verging. Stina nur fegte wie ein Wirbelsturm durch das Haus und die Wangen der Mägde mußten für die üble Laune der Schloßherrin büßen.

Abends kehrte Swen von einem Ausflug heim. Sein Antlitz war düster und Verderben loderte umschattet aus seinen grauen Augen.

„Stina, nun wird es Ernst. Bewaffnete Haufen nähern sich unserer Burg. Der Bischof wütet, er fordert als Sühne für den Tod seiner Sendboten mein Haupt, ha ha noch haben sie mich nicht, schlägt alles fehl, so zünde ich die Burg an allen vier Ecken an, lebendig soll mich keiner fangen!" fügte er wutschnaubend hinzu.

Stina lachte. „Soweit sind wir noch nicht, die Burg

ist fest, wir haben Mundvorrat auf Wochen. Ich fürchte die Wolliner Krämer nicht! O, ich sehne mich nach Kampf und Krieg, das stählt die Arme und die Herzen! Und —" die letzten Worte murmelte sie halblaut vor sich hin, damit Swen sie nicht hörte — „dann vergesse ich den Jüngling, dessen Bild mir so lockend vor der Seele steht!"

Die eintretende Hertha vernahm die letzten Worte, Angst und Sorge um Johannes Sicherheit erfaßte das liebende Mädchen, doch zu gleicher Zeit züngelte Eifersucht in ihrem Herzen auf, denn mit dem Scharfblick eines liebenden Weibes las sie unheilige Leidenschaft in ihrer Stiefmutter verzerrten Gesichtszügen.

„Heute Nacht fliehe ich mit Johannes nach Wollin! Unserer Liebe droht Gefahr!" dachte sie. Da trat Stina dicht zu Hertha hin. Langsam, mit lauernden Blicken überflog sie die Gestalt des schönen Mädchens; plötzlich blieb ihr Blick auf dem Saum von Herthas weißem Kleide haften, sie hob das Überkleid empor: „Wo warest Du, Hertha, sieh den schmutzigen Saum Deines Gewandes, Du schlepptest über feuchte, rote Steine, Du —"

Hertha wandte ihr totenbleich gewordenes Gesicht zur Seite.

„Wo sollte ich gewesen sein?" gegenfragte sie zaghaft.

„Laßt jetzt Euer thörichtes Geschwätz!" rief Swen ärgerlich. „Heute ein schmutzig Kleid beklagen, wo der Feind bald vor den Thoren steht. Stina, ist alles bereit — lasse den Mägden Pechkränze winden und Hanf und Flachs mit Teer tränken!"

„Ich gehe, aber Du Hertha begieb Dich in Deine Kammer, dort bleibe, bis —"

„Stina, geh an Dein Tagewerk! Was sollen die unnützen Reden!" schrie Swen, mit Gewalt auf den Tisch schlagend, daß die Metkrüge hoch emporsprangen.

Stina ging, doch nicht ohne einen langen Blick auf Hertha geworfen zu haben. Dann flog die Thür hinter ihr ins Schloß.

„Sie hegt Verdacht und sinnt auf neue Bosheit!" dachte

Hertha. „Johannes, wir müssen fliehen, sonst droht uns Gefahr!“

— — — — — — — — — — — — — — — —

Im Schlosse herrschte große Unruhe. Ausgesandte Boten kamen mit der Nachricht zurück, daß sich von Wollin her große Haufen Bewaffneter der Burg näherten. Auch zu Schiffe nahten Feinde. Von allen Seiten wollte man den gefürchteten Swen mit einem Male angreifen.

Knechte und Mägde saßen im Schloßhof, Werg und Hanf zu dicken Kränzen verarbeitend, die dann mit Pech und Teer getränkt wurden. Stroh, Heu, überhaupt leicht feuerfangende Stoffe häuften Kriegsknechte zu Seiten des Haupteinganges auf. Andere schleppten Waffen aus der Rüstkammer herbei, das ganze Schloß glich einem kriegerischen Lager. Hoch oben auf dem Turme standen die Späher, wackere Ausschau haltend.

Nur eine wurde von der allgemeinen Unruhe nicht erfaßt. Dies war Hertha, die in ihrer Kammer am Spinnrocken saß. Doch das Rädchen schnurrte nicht, kein goldenes Gespinst füllte die Spule. Hertha saß, die Hände im Schoß gefaltet, und schaute hinaus in die Ferne.

„Sobald die Dämmerung herniedersinkt muß ich zu ihm! Eile thut not, Stina sinnt Unheil.“ Dann warf sie sich neben ihrem Lager in die Knie.

„Mutter, Mutter, und Du Heiland, der mich im Traum so gütig anschaute, helft — helft mir. Mutter, stehe mir bei, mein schwierig Werk zu vollführen! Stina bewacht mich mit scharfen Blicken, und doch — doch muß ich zu ihm, den meine Seele liebt.“

Der Tag verging. Die Vorbereitungen zur Verteidigung waren vollbracht, ein Mahl vereinte Swen, seine Vasallen und sein Hausgesinde im großen Saal. Laute Reden schallten bis zu der einsamen Hertha hin.

„Jetzt sitzen sie beim Mahl, jetzt ist es Zeit!“ Vorsichtig lauschte sie zur Thür hinaus, der Gang war leer und düster.

„In der Eile hat man vergessen, die Lampe anzuzünden, gut, so deckt Dunkelheit meinen Ausgang!“

Leise — leise wie ein Schatten huschte Hertha den Gang hinab nach einem Seitenpförtchen!"

Niemand begegnete ihr; wie befreit atmete sie auf, als nun hochragende Waldbäume die Fliehende in ihren Schutz aufnahmen.

Wie ein vom Jäger verfolgtes Reh flog Hertha den schmalen Weg entlang, der nach dem See führte. Bald glitzerte im silbernen Schein der Spiegel des Sees vor ihr auf.

„Johannes!" flüsterte das Mädchen, „Johannes, Geliebter, ich komme — dann trennt uns nichts mehr!"

Vorwärts, den Weg entlang, schaute Hertha; so sah sie die Gestalt nicht, die ihr, vorsichtig unter den Bäumen hinschlüpfend, folgte.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

„Hertha, geliebtes Mädchen, nun halte ich Dich am Herzen, wie sehnte ich mich nach Deinem Anblick," flüsterte Johannes, die zarte Gestalt zärtlich an sein laut klopfendes Herz schließend. „Immer gedachte ich Deiner. Da siehe her, dies Kreuz habe ich geschnitzt, knie mit mir nieder und hebe Deine Hände mit mir zum Gott der Liebe empor! Ja, Gott ist die Liebe, bald wirst Du es erkennen, wenn durch heilige Lehre gestärkt Dein Herz zum Christenglauben sich hinneigt. Bischof Otto selbst wird Dich taufen, meine Hertha, und dann eint Priesters Hand den Bund unserer Herzen. O Geliebte, wie süß leuchtet uns die Zukunft entgegen!"

Hertha ruhte still verklärt an Johannes Brust — plötzlich zuckte sie zusammen, ein Trompetenstoß gellte durch die abendliche Stille.

„Die Feinde kommen, der Türmer giebt das Zeichen!" flüsterte Hertha zitternd.

„Fürchte nichts, es sind die Unseren. Mit offenen Armen empfangen sie Dich — nun ist alle Not, alle Angst zu Ende. Ich will —"

Das nächste Wort versagte dem Erschrockenen. Plötzlich, wie aus dem Boden gewachsen, stand Stina vor den Liebenden und hinter ihr erschienen vier wüste Knechte mit Fackeln.

„Johannes — alles ist verloren!“ schrie Hertha entsetzt auf.

„Ja — alles ist verloren!“ höhnte Stina. „Nehmt den Verräter dort in Eure Obhut!“

„Nimmermehr!“ rief Hertha, die in der Stunde der Gefahr zur Heldin emporreifte. „Johannes, bleibe bei mir, ich schütze Dich. Stina, lasse ab, er gehört mein.“

„Dein — Du sollst ihn nicht besitzen!“ schrie das böse Weib in hochloderndem Zorn auf.

Ein Dolch zuckte in hellem Fackellicht auf, Hertha warf sich an Johannes Brust — der Dolch verfehlte sein Ziel; mit dem Ausruf: „Ich bin getroffen!“ sank das liebende Mädchen zusammen.

„Hertha — süßes Lieb, schlage die Augen auf. Hertha, hörst Du meine Stimme nicht mehr?“ klagte Johannes. Stina vernahm seine Worte und heißer Rachedurst loderte in ihr empor. Einem eifersüchtigen Antrieb folgend stieß sie die sterbende Hertha hinab in das hochaufspritzende Wasser. Johannes versuchte ihr nachzustürzen, doch die vorgestreckten Arme der Knechte versperrten ihm den Weg zur Geliebten. Da — plötzlich, nachdem die Wellen sich wieder geglättet, funkelte es hell und silbern vom See auf. Die Wogen teilten sich und eine schneeweiße Taube schwebte — leise die Flügel schlagend — zum Himmel empor. Dieser öffnete sich und glänzende Engelgestalten umflatterten die reine Seele, die in ihre Heimat zurückkehrte.

Wie von einem Blitzstrahl getroffen stand Stina, auch den Knechten sanken die Arme herab.

Ein zweiter Trompetenstoß gellte durch die Luft, ein langgezogener, hilfeheischender Klang.

„Der Feind ist da!“ murmelte ein Knecht.

„Ja — der Feind ist da!“ schrie Stina, wie aus einem Traum erwachend, schrecklich auf, und ohne noch auf Johannes zu achten, stürmte das fürchterliche, mordbeladene Weib, gefolgt von den Knechten, dem gefährdeten Schlosse zu. Johannes sank auf seine Knie.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Wild wogte der Kampf. Auf beiden Seiten ward mit höchster Erbitterung gekämpft. Galt es den Wollinern, den

schrecklichen Tod ihrer Sendboten zu rächen, so kämpften Swen und die Seinen um Freiheit, Leben und Eigentum. Fackelschein erhellte die Nacht. Von der See pfiff der Wind, dazwischen klangen die Stimmen der Kämpfenden und schmetterten schrille Trompetenstöße, die den Mut der Krieger anfeuern sollten.

Stina kämpfte wie ein Mann, wild hing ihr das schwarze Haar um das Gesicht, es flatterte hinter ihr drein, und wo sie erschien, da vernichtete sie Leben auf Leben. Tod und Verderben folgten ihren Schritten — und dennoch unterlag Swen und die Seinen. Schon wankten die Reihen, schon zeigten sich Lücken, und langsam zog sich die gelichtete Schar mit ihrem Anführer in das feste Schloß zurück.

Stina sah es nicht — sie war im Handgemenge mit einem baumlangen, in schwarze Gewänder gehüllten Reisigen, dessen Hauptschmuck eine einzelne rote Feder zeigte.

„Stirb! Verruchter!“ schrie Stina, auf ihn eindringend.

„Töte, was sterblich ist!“ klang es ihr dumpf entgegen. Da erfaßte Todesangst das Weib, ihr erhobenes Schwert glitt kraftlos an der breiten Brust des Schwarzen ab — sein Hohnlachen verwirrte sie; anstatt sich nach dem Schlosse zu wenden, eilte sie den Klippen zu, die hinter dem Schlosse in steiler Höhe nach der Ostsee abfielen.

Wie ein Schatten huschte die lange Gestalt des schwarzen Gesellen vor ihr her. Plötzlich stand Stina auf der Klippe. Dicht unter ihren Füßen rauschte das Meer, unheimlich leuchteten die weißen Schaumkronen der Wellen zu ihr auf. Sie war allein. Grauen packte das sonst so mutvolle Weib. Die Einsamkeit ängstigte sie, deshalb strebte sie nach dem Schlosse zurück.

Schon hob sie den Fuß, um zu gehen, als ein vielstimmiges wildes Geschrei zu ihr hinüber tönte, im selben Moment flammte es auch schon rotglühend zwischen den Bäumen auf. Flammen loderten empor.

„Das Schloß brennt, Swen hat sich selbst die Totenfackel entzündet!“ rief Stina, von Grauen geschüttelt.

Stimmen kamen näher.

„Halloh, hier!“ schrie es hinter ihr auf. „Hier ist

Stina, die Mörderin — fangt sie, damit wir sie lebendig nach Wollin bringen!"

Stina sah sich von allen Seiten umstellt, hinter sich die Verfolger, vor sich das aufschäumende Meer. Da gedachte sie der Worte des greisen Mönches. „Ihr Geister der Unterwelt nehmt mich auf!" rief sie laut. Ein Schrei — ein Sprung, gespenstisch flatterte es den Abhang hinab.

Als die Verfolger auf der Klippe erschienen, da verschwand ein dunkler Gegenstand in den wild aufschäumenden Wogen. Stinas Platz war leer.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Johannes nahm an dem Kreuzzug unter Kaiser Friedrich II. teil. Ritterlich kämpfte er gegen die Ungläubigen und fiel unter den Säbelhieben eines Sarazenen. Seine letzten Worte waren: „Hertha, Heilige, ziehe mich hinauf zu Dir!" Im fernen Lande liegt sein Leib begraben, seine Seele ist auf ewig mit der einzig Geliebten vereint.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Im Laufe der Jahre ward aus dem heidnischen Gordinosee ein christlicher Jordansee. Von der Burg blieb nach den Worten des Mönches kein Stein auf dem andern stehen, niemand kennt so recht die Stätte mehr, wo Swen und Stina gehaust, nur die Klippe, von der sich das böse Weib hinab in die Ostsee stürzte, heißt noch heute: „Stinas Utkiek." Der Ausfluß des Jordansees ins Meer ward gleich nach dem Sieg der Wolliner mit Baumstämmen verlegt. Dünensand ist im Laufe der Jahrhunderte darüber geweht, sodaß heute keine Spur mehr von jener Verbindung zu sehen ist. Auf der Oberfläche des Jordansees schwimmen holde, weiße Wasserrosen, deren Kelche in purpurner Glut leuchten. Sie erschienen zuerst an jener Stelle, wo Herthas Leib hinab in den See sank. Nach und nach haben sich die verschiedenen Buchten des poesieumflossenen Sees mit diesen lieblichen Blüten bedeckt. Unbeweglich stehen die schneeigen Blüten auf den grünen Blättern, rein und keusch anzusehen wie einst die holde Hertha — die Jungfrau vom Jordansee.

Lippert & Co. (G. Pätz'sche Buchdr.), Naumburg a/S.